Stiftung Bürger für Leipzig

Michael Hofmann
Angelika Kell
Antonia Kitze
(Hg.)

Ein vollkommener Wechsel meines ganzen Lebens

Leipziger erzählen über die 1990er Jahre

Gefördert von

Stadt Leipzig
Kulturamt

simul+
Mitmachfonds

Michael Hofmann
Angelika Kell
Antonia Kitze
(Hg.)

Ein vollkommener Wechsel meines ganzen Lebens

Leipziger erzählen über die 1990er Jahre

Stiftung Bürger für Leipzig

Inhalt

Einführung 5

Kehrtwende. Alles auf Anfang
Berufliche Schicksale im Zeichen der Transformation 8

Trotzdem hält man ja immer zusammen
Partnerschaft, Familie und Freunde als Stabilitätsanker 33

Wir sind mit meinem Trabant nach Paris gefahren
Reise- und Abenteuerlust zu Beginn der Neunziger 45

Warum sind wir als Mieter nicht gefragt worden?
Umziehen, Mieten und Kaufen in Umbruchszeiten 59

Erzählcafé 1990er Jahre:
Große Offenheit auf Augenhöhe 71

Einführung

Bei Kaffee und Kuchen erzählt es sich gut. Nach diesem Motto brachte die Stiftung „Bürger für Leipzig" von April bis Dezember 2022 Leipziger Bürgerinnen und Bürger zusammen um über ihre Erfahrungen und Erlebnisse in den 1990er Jahren zu berichten. Wir trafen uns in sieben Erzählcafés in der Stadtbibliothek am Leuschnerplatz und ließen die Jahre des Umbruchs Revue passieren. Damals wurden Lebenserfahrungen gesammelt, die es wert sind, für die folgenden Generationen festgehalten zu werden. Es passiert selten in der Geschichte, dass sich innerhalb von zwei, drei Jahren in Alltag, Beruf und Familie grundlegender Wandel vollzieht und wir wollten hören, wie die Erzählerinnen und Erzähler mit den Veränderungen umgegangen sind und die Herausforderungen bewältigt haben. Herr Peter zum Beispiel leitet seine Geschichte der neunziger Jahre mit dem Satz ein: Also für mich war die ganze Wendezeit ein vollkommener Wechsel meines ganzen Lebens. Eine Aussage, die wohl für viele zutrifft. Wir wählten sie als Titel.

Den größten Handlungsdruck spürten alle in ihrer Arbeit. **Das erste Kapitel** berichtet deshalb über die beruflichen Schicksale. Viele mussten sich neu orientieren, einige starteten bemerkenswerte Karrieren, anderen boten die neuen Arbeitsmärkte keine Chancen mehr. Aber selbst für die, die ihren Arbeitsplatz behielten, änderte sich fast alles, vor allem das soziale Klima. Die Veränderungen in der neuen Arbeitswelt des modernen Deutschlands bringt Frau Stöckel auf den Punkt, indem sie verwundert feststellt: Die haben wirklich ganz strikt Arbeit und Privates getrennt.

Die Familien hingegen boten fast immer Stabilität in den Zeiten raschen Wandels. **Das zweite Kapitel** berichtet davon, dass die Familien trotz aller Veränderungen zusammengehalten haben und Trennungen die Ausnahme blieben. In der Geschichtsschreibung über jene Zeit wird von einer jungen, unberatenen Generation in Ostdeutschland (Bernd Lindner) gesprochen. Das seien die Jugendlichen, die in der Wendezeit von ihren Eltern und Lehrern

keine Ratschläge mehr für ihre Lebensgestaltung bekommen hätten, also unberaten blieben. In unseren Erzählungen hingegen nehmen Fürsorge und Unterstützung der Kinder durch die Eltern, aber auch die Eigeninitiative der jungen Generation, die des Rates der Älteren bei der Neuorientierung oft gar nicht bedurften, einen breiten Raum ein. Ebenso trugen die Freundeskreise, die sich in diesen stürmischen Zeiten eher erweitert als verkleinert haben, zur sozialen Stabilisierung entscheidend bei.

Im dritten Kapitel berichten die Leipziger Erzählerinnen und Erzähler vom Glück des Reisens. Es herrschte große Übereinstimmung in der Runde, dass das freie Reisen zu den großen Gewinnen jener Jahre gehört. Jeder, aber wirklich jeder Ostdeutsche ging damals auf Westreise und hatte meist Vergnügliches zu erzählen. Das Reisen war, wie Frau Peter einschätzt, der positive Dreh- und Angelpunkt der 1990er Jahre. Das neue Gefühl in einer freien westlichen Welt zu leben konnte hier zum ersten Mal wirklich haut- und oft auch sonnennah erfahren werden.

Das vierte Kapitel erzählt vom Wohnen in den neunziger Jahren. Das Wohnungsbauproblem, an dem die DDR gescheitert ist und das sich in Leipzig besonders deutlich zeigte, konnte in den zehn Jahren nach der Wende fast vollständig gelöst werden. Und so überwiegen hier auch die Erzählungen von der Erfüllung der eigenen Wohnträume und der Rettung der schönen alten Wohnquartiere der Stadt. Allerdings werden hier auch in aller Deutlichkeit Fragen nach dem Eigentum gestellt. Durch den Grundsatz des Einigungsvertrages: Rückgabe vor Entschädigung, vollzog sich nicht nur in Leipzig der größte Vermögenstransfer von Ost nach West und Frau Müller fragt zu Recht: Warum sind wir als Mieter nicht gefragt worden?

Die Erfahrungen die in den wilden Jahren der Transformation gesammelt und in den Erzählcafés zum Besten gegeben wurden, haben die Menschen in Leipzig und Ostdeutschland geprägt und lebensklüger gemacht. Es wurde von der Kraft, dem Fleiß und der Schläue, gewohnte Bahnen und Abläufe zu verlassen, Neues zu beginnen und sich von den Unsicherheiten und Ungerechtigkeiten nicht unterkriegen zu lassen, erzählt. Der Gestus des Erzählens in unseren Runden entsprach in keiner Weise dem, was den Ostdeutschen in den Boulevardmedien oft vorgeworfen wurde: Sie seien Jammerossis. Nein, es wurden im Erzählcafé keine Klagemauern errichtet, wohl aber über Ungerechtigkeiten in jener Zeit gesprochen. Insgesamt aber war die Stimmung in der Leipziger Stadtbibliothek eher heiter nachdenklich. Es fehlte die auftrumpfende Selbstgefälligkeit, mit der ansonsten gern über die eigenen Taten berichtet wird. Die Erfolgsstorys, die ja auch reichlich vorhanden waren, kamen eher leise zur Sprache. Das Glücksgefühl zum Beispiel, mit dem Herr Goralski die ganze Welt umarmen mochte, weil er einen tollen, gutbezahlten Job bekam, wird dann doch gleich wieder nachdenklich hinterfragt, weil seine Fa-

milie dabei zu kurz kam. Diese Fähigkeit zur selbstkritischen Reflexion, zum Abwägen und Vergleichen mit den früheren Verhältnissen macht die Erzählungen über die neunziger Jahre so bemerkenswert. Hier erzählen Leute, die etwas gelernt haben in dieser Umbruchszeit, die ihr Land und ihre Stadt und ihr Leben aus verschiedenen Perspektiven betrachten können. Und will man das Gemeinsame dieser ganz unterschiedlichen Erfahrungen auf den Punkt bringen, so finden wir es nicht in den berichteten Erfolgen oder Niederlagen. Die Ostdeutschen waren weder die Verlierer der Transformation der neunziger Jahre, noch waren sie die großen Gewinner. Sie waren vor allem nicht die Regisseure des großen Spektakels. Manchmal spielten sie mit in unterschiedlichen, kleinen Rollen, manchmal standen sie in der zweiten Reihe mit gutem Blick aufs Geschehen. Und so klingen ihre Berichte fast wie (Selbst)Rezensionen. Das haben die Leipziger Erzählerinnen und Erzähler gemeinsam. Ihr Gestus und Tonfall schwankt zwischen begeistert, abwägend und (selbst)kritisch. Aber man hat immer das Gefühl, das hier Experten reden, erfahrene Rezensenten des Zeitgeschehens.

Kehrtwende. Alles auf Anfang

Berufliche Schicksale im Zeichen der Transformation

Die tiefgreifendsten Veränderungen und Erfahrungen in der 1990er Jahren machten die Leipziger Erzählerinnen und Erzähler wohl in der Arbeitswelt. Ostdeutschland verwandelte sich in den 1990er von einer Industriegesellschaft in eine Dienstleistungsgesellschaft. Zwei Millionen Industriearbeitsplätze wurden abgebaut, die Umbruchsarbeitslosigkeit in Ostdeutschland schwankte in den 1990er Jahren – trotz intensiver arbeitspolitischer Maßnahmen wie Frühverrentung oder Arbeitsbeschaffungsprogrammen – zwischen 15 und 20 Prozent. Mehr als die Hälfte der ostdeutschen Bevölkerung machte eine vorübergehende Erfahrung mit Arbeitslosigkeit. Auch die sogenannten Maßnahmekarrieren mit verschiedenen ABM-Stellen dauerten oft bis zum Renteneintritt. Andere wiederum erzählten davon, dass der Jobverlust für sie den Tiefstart in eine neue, erfolgreiche berufliche Karriere bedeutete. Und selbst wer seine Arbeitsstelle behielt, sah sich ganz neuen Herausforderungen gegenüber. Fast alle Erzählerinnen und Erzähler berichten über eine Intensivierung der Arbeitsprozesse, eine Verdichtung der zeitlichen Abläufe. Auch die soziale Verankerung in der Arbeitswelt veränderte sich. Viele klagten über die neue Ellenbogenmentalität, über soziale Kälte in der neuen Arbeitswelt. So mischten sich die positiven und negativen Arbeitserfahrungen zu einem komplexen Gemälde einer Umbruchsgesellschaft. In den Arbeitserzählungen lassen sich drei verschiedene Muster erkennen.

Zum ersten berichten die Erzählerinnen und Erzähler von einem völligen Bruch mit den bisherigen Arbeits- und Berufserfahrungen. Sie starteten neu in einem ganz anderen beruflichen Feld, oder wie Frau Nagler, unter neuen Beschäftigungsbedingungen. Sie charakterisiert das mit den Worten: **Kehrtwende. Alles auf Anfang**.

Die zweite Art der Erzählung berichtet von Kontinuitäten, von der Weiterarbeit im alten Beruf unter veränderten Arbeitsverhältnissen. Carla Macht fasst das so zusammen: **Ich hatte ganz großes Glück. Sonst wäre das nichts geworden**.

Die dritte Art von Erzählung berichtet vom Verlust der Arbeit, den Herr Joachimi in zwei kurzen Sätzen zusammenfasst: **Jetzt geht meine Frau arbeiten. Ich bin jetzt Rentner.**

Viel Nachdenkliches gab es auch über das neue soziale Klima in der Arbeitswelt zu hören. Das Kapitel dazu haben wir mit der Erkenntnis von Frau Stöckel überschrieben: **Die haben wirklich ganz strikt Arbeit und Privates getrennt.**

Schließlich meldete sich in unseren Erzählrunden auch ein Westdeutscher zu Wort, mit einer ganz anderen Karriieregeschichte, die mit der Überzeugung beginnt:

Hier kann man etwas bewegen.

Kehrtwende. Alles völlig auf Anfang

Silke Nagler:

Mein Name ist Silke Nagler. Ich habe sehr lange für mdr Radio Sachsen gearbeitet oder auch mdr – Info, jetzt -aktuell. 1993 hat die SPD in Leipzig ihr 130. Gründungsjubiläum gefeiert. Da war Johannes Rau hier in Leipzig. Ich war fürchterlich aufgeregt. Ich sollte mit Johannes Rau sprechen, ihn interviewen. Da habe ich vorher Bücher gewälzt, ich habe mir die Geschichte der SPD reingezogen. Alles Mögliche. Nur, um ihm ein bisschen ebenbürtig entgegen treten zu können mit den Fragen. Und ich habe hinterher von ihm gehört: So etwas hat er noch nie erlebt in seiner ganzen Zeit. Weil er war natürlich darauf aus, dass wie üblich im Westjournalismus, so drücke ich es jetzt mal aus, dass jemand kommt und irgendetwas zur aktuellen Politik wissen will oder irgendetwas, was gerade die Menschen aufregt. Und dann kommt doch eine und redet wirklich mit ihm über das Thema der Veranstaltung. Das war für ihn total ungewohnt. Das hat er mir dann erzählt. Ich hab damals mit dem bald eine halbe Stunde geredet. Er hat gesagt, er hat noch nie so ein Interview geführt. Das hat mich stutzig gemacht.

Ich bin mit ganz anderen Sachen groß geworden. Also die inhaltlichen Dinge waren ja immer wichtig, für mich zumindest. Und plötzlich musste man sich nach der Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, musste man sich darauf einstellen, dass so viel Oberflächlichkeit interessierte. Also das ist mir nur beruflich ganz besonders aufgefallen.

Aber diese Erfahrung, dass die mit uns plötzlich auf ganz andere Blickwinkel gestoßen sind, die habe ich eben auch gemacht in meiner beruflichen Entwicklung.

Mal ganz abgesehen davon, dass ich ja bis zum Ende bei Sachsenradio fest angestellt war und dann über Nacht plötzlich freischaffend. Und das war ein richtig harter Umschwung. Ich wusste überhaupt nicht, wie mein Leben weiter geht. Keine Ahnung. Kannst du dir noch dein Auskommen leisten? Oder kriegst du noch dein Auskommen? Das war eine Frage, wo ich glaube, dass sehr viele Menschen vor einer ähnlichen Situation standen. Dass die plötzlich gesagt haben: Was passiert

denn hier jetzt? Wir hatten vielleicht nicht immer ein riesiges Einkommen, aber wir hatten immer so einen Anker. Wir wussten immer: Es geht weiter.

Und plötzlich stehst du vor einer Situation und sagst: Kehrtwende. Alles völlig auf Anfang. Alles neu. Klappt das? Hast du genug Geld? Kannst Du deine Familie sozusagen noch mit ernähren? Na ... ich hatte ja noch einen Mann. Das war insofern ganz günstig. Ich hatte ja Kolleginnen, die hatten ein kleines Kind und niemanden weiter, der noch Geld verdient hat. Also es war glaube ich ... wenn der Herr von Aral (siehe Erzählung von Herrn Goralski) sagt, das hat alles finanziell gut geklappt: Herzlichen Glückwunsch. Aber bei vielen anderen war das doch, glaube ich, ein krasser Umschwung.

Meine neue Arbeit war auf einem ganz anderen Feld

Bärbel Tonndorf:

Ich war zu DDR-Zeiten Lehrerin. Nach 14 Jahren Tätigkeit als Unterstufenlehrerin im Kreis Naumburg, kam ich 1973 nach Leipzig. Da ich hier keine Anstellung als Unterstufenlehrerin bekam, arbeitete ich 10 Jahre als Pionierleiterin an der POS „Pablo-Neruda" und kam 1983 als Staatsbürgerkundelehrerin und stellvertretende Direktorin a. T. an die polytechnische Oberschule „Erich Weinert" hier in Leipzig. Als die Wende kam, gab es natürlich bei uns auch viele Probleme, zumal ich mich immer ziemlich, wie soll ich sagen engagiert für meine Arbeit eingesetzt habe. Jedenfalls meinten meine Schüler, ich hätte auch vor der Wende einen realistischen Unterricht erteilt. Und das kam auch dadurch, dass meine Mutter aus Rheinhessen stammte und meine ganze Verwandtschaft in der Bundesrepublik Deutschland lebte. Nur meine Familie lebte durch meinen Vater hier in der DDR. Dadurch hatte ich natürlich auch Kontakt zu meiner Verwandtschaft, aber das ist ein ganz anderes Problem mit dem ich damals fertig werden musste. So sollte ich auch einmal unterschreiben, den Kontakt zu meiner Familie abzubrechen. Das habe ich dann schriftlich so geschrieben, „Unser Kontakt ist lediglich familiärer Natur und wird sich erst mit dem Tode lösen". Und von dem Moment an hat sich niemand mehr dafür interessiert, wann ich meinen Kontakt beenden würde.

Ich hatte dann 1989 einen Antrag gestellt, meinen Onkel in der Bundesrepublik besuchen zu dürfen, in den großen Ferien, zu seinem 70. Geburtstag. Mit vielen Umständen wurde das auch genehmigt, und ich konnte schließlich dann auch zum Geburtstag gefahren. Als ich zurückkam, war ja jetzt dieser ganze Umschwung hier in Leipzig und über den habe ich auch mit meinen Schülern gesprochen. 89/90 änderte sich dann alles. Im November, mit dem Fall der Mauer, änderte sich vor allem in den Schulen viel. Wir hatten bis dahin ja sechs Tage in der Woche Unterricht, im

November wurde das dann umgestellt auf fünf Tage. Wir hatten ja am sechsten Tag keine Schüler mehr, die waren meistens mit ihren Eltern schon einmal in die Bundesrepublik gereist.

In den Winterferien fuhr ich auch in den Westen. Ich hatte einen Cousin in der Bundesrepublik, der ebenfalls Lehrer war, genauso wie ich, und auch stellvertretender Direktor in Kirchheim-Bolanden. Er lud mich in den Februarferien nach Kirchheim ein, um dort seine Schule und die dortige Hauptschule anzusehen und kennenzulernen. Ich habe eine Woche dort hospitiert und am Ende dieser Woche durfte ich dann freitags von einer Klasse zur anderen Unterricht halten und zwar zum Thema, wie läuft das in den Schulen in der DDR. Die Kinder hatten davon ja keine Ahnung. Der GEW-Chef dieser Schule gab mir eine Broschüre, eine Weiterbildungsbroschüre, und sagte: „Wenn Ihre Kollegen in der Schule oder Sie Interesse hätten, eventuell eine Weiterbildung über die GEW mitzumachen, dann könnten wir uns ja mal dorthin wenden." Ich nahm die Broschüre auch gerne mit nach Leipzig, legte sie bei uns im Lehrerzimmer aus und bot den Kollegen an, an einer Weiterbildung teilzunehmen.

Da waren also eine Menge Veranstaltungen. Die Lehrer durften dafür auch während der Schulzeit frei bekommen. Ich selbst suchte mir eine Weiterbildung erst einmal aus, und zwar ein Lehrerseminar in Bonn. Das „Bonner Lehrerseminar" interessierte mich sehr. Es war für Sozialkundelehrer ausgeschrieben. Also schrieb ich an die GEW mit der Bitte, ich möchte an dem Seminar teilnehmen. Daraufhin bekam ich die Antwort, sie freuen sich, sie würden mich also auch mit einladen. Ich sollte 450 DM für die Teilnahme an dieser Weiterbildung bezahlen und natürlich meine Fahrkarte. Daraufhin habe ich geantwortet, dass das leider nicht möglich ist, da ich keine DM habe. Ich könnte aber alles in DDR-Mark bezahlen. Daraufhin bekam ich wieder Antwort und darin hieß es, sie spendieren mir diese 450 DM. Ich brauche nicht zu bezahlen. Ich soll also nur meine Fahrkarte bezahlen. Ich bin dann auch Anfang Mai gefahren und habe zum ersten Mal eine Woche lang eine Weiterbildung in der Bundesrepublik mit vielen Sozialkundelehrern dort erlebt. Und ich muss sagen, ich war erst einmal, wie soll ich sagen, geplättet von all dem. Wir haben teilgenommen an einer Bundestagssitzung. Wir haben teilgenommen an einer Bundesratssitzung. Wir waren im Europaparlament und im Kanzleramt und – ich habe übrigens als erste Frau aus der DDR auf dem Kanzlerstuhl gesessen. Mich hatten meine westdeutschen Kollegern nämlich dorthin verfrachtet. Ich sagte ihnen daraufhin: „Ich sitze aber nicht auf Kohls Sessel, sondern auf dem Kanzlerstuhl." Und ich bin dann auch dort fotografiert worden. Zur ersten Veranstaltung bin ich übrigens als Exot begrüßt worden „Wir haben also einen Exoten unter uns, eine Lehrerin aus der DDR." Ich weiß noch, es gab zu DDR-Zeiten auch am Freitagabend den Bericht aus Bonn. Und der, der den Bericht aus

Bonn immer moderierte, der sprach auch vor den Lehrern dort. Mit ihm habe ich mich während dieser Veranstaltung ziemlich auseinandergesetzt, was objektive und subjektive Berichterstattung eigentlich ist, und wie wir das empfinden. Ganz zum Schluss hat er dann zu mir gesagt, er hätte noch nie so eine interessante Veranstaltung erlebt wie diese mit Lehrern und von seinem Honorar, was er bekommen würde, hätte ich mir auf jeden Fall 50 DM verdient und die gab er mir dort. Ich habe mich natürlich riesig gefreut, hatte ja nun endlich Geld und konnte mir dort auch ein Buch kaufen und am Abend mit meinen Kollegen ins Kabarett gehen und mit ihnen mal ein Bier trinken. Die hatten sich nämlich schon gewundert, weil ich immer nie Durst hatte. Aber ich konnte ja nichts kaufen, ich hatte ja kein Geld. Auf jeden Fall, von dem Moment an brauchte ich aber auch abends kein Geld mehr, ich wurde von den Kollegen eingeladen. Wie gesagt, ich bin dann später wieder nach Hause gefahren und habe natürlich viele, viele Informationen mitgenommen. Zu DDR-Zeiten wollte ich mal mit meinen Schülern an einer Volkskammertagung teilnehmen, das ist mir nie geglückt. Aber ich war als Erste praktisch im Bundestag, im Bundesrat, und habe zum Beispiel dort im Bundestag die Rede von Genscher gehört, wie er von den Zwei-plus-Vier-Verhandlungen gesprochen hat, wie das abgelaufen ist und so weiter. Und habe dort auch als erstes live mitgehört, wie der Kanzler sagte, dass es eine Einheit Deutschlands geben wird.

Später nahm ich auch am Europalehrerseminar in Boppard und in Brüssel teil. Dort waren es sieben Lehrer aus der DDR, die an diesem sehr interessanten und für uns erkenntnisreichem Seminar teilnahmen. 1991 war ich zum Landeseminar der Lehrer in Rheinland-Pfalz in Mainz und 1992 in Landau. Das waren u. a. meine Weiterbildungen für Sozialkunde und Ethik dieser Zeit, weil auch meine Schüler mich damals wählten als Sozialkundelehrer weiter in der Schule zu arbeiten. Als sie von meiner Entlassung erfuhren, protestierte die Schülervertretung sogar auf dem Oberschulamt, ehemalige Schüler schrieben Briefe und ein Plakat mit Unterschriften hing in der Schule. Das war von den Schülern aus gut gemeint. Aber ich wurde trotzdem entlassen, obwohl ich auch zweieinhalb Jahre jede Weiterbildung mitgemacht habe. Auch hier an der Uni jeden Sonnabend und Sonntag praktisch Weiterbildung. Aber ich wurde aufgrund meiner Funktionen trotzdem entlassen. Im Entlassungsschreiben stand nicht, weil ich das war, sondern dass ich aufgrund „meiner bisherigen Tätigkeit" entlassen werde. Und dagegen habe ich ja dann geklagt. Ich bin vor Gericht gegangen, weil man mir aufgrund meiner bisherigen Tätigkeit nicht zutraute, Schüler im Sinne der Gesetze der Bundesrepublik zu unterrichten. Mein letzter Arbeitstag an der Schule war dann der 31. März 1993, der Gerichtstermin aber erst im September. Aber ich muss sagen, ich hatte das große Glück, dass ich mich durch meine Verwandten nicht arbeitslos melden musste. Ich hatte schon

durch familiäre Beziehungen eine andere Arbeit, und der Rechtsanwalt von der Gewerkschaft, der mich vor Gericht vertreten hat, sagte zu mir, er würde auch weiter mit mir gehen, wenn ich praktisch weiter prozessiere.

Man bot mir, wenn ich die Kündigung annehme, nach 32 Jahren Lehrertätigkeit eine Abfindung in Höhe von 4.500 DM an. Da ich mich nicht sofor entscheiden konnte, bekam ich 4 Wochen Bedenkzeit. Ich habe praktisch bis auf den letzten Tag gewartet. Mein Mann sagte damals: „Komm, was willst du dich aufregen? Du hast jetzt eine neue Arbeit. Jetzt lass es sein! Du hast schon Erfolge in deiner neuen Arbeit." Und ich habe es dann aufgegeben. Meine neue Arbeit war auf einem ganz anderen Feld. Der Mann meiner Cousine hatte eine Firma in Wetzlar und mir angeboten:", Wenn du wirklich arbeitslos werden solltest und du willst arbeiten, dann übernehmen wir dich." So habe ich am 1. April 1993 in seiner Firma angefangen zu arbeiten, bin vollkommen umgeschult worden, habe gelernt, wie man Physiotherapien einrichtet. Bin im Außendienst in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen gewesen. Bin dort herumgefahren und habe Physiotherapien konzipiert und private Praxen und Praxen in Krankenhäusern, Rehaeinrichtungen und Fachschulen eingerichtet und ab 1994 zusätzlich die Niederlassung der Firma in Leipzig 15 Jahre lang bis zu meiner Verrentung geleitet. Nun bin ich schon 15 Jahre Rentnerin und gebe Kindern mit Migrationshintergrund Nachhilfeunterricht.

Ich hätte die ganze Welt umarmen können

Josef Goralski:

Ich möchte erst vorab sagen: Ich komme aus einer sehr armen Familie, meine Mutter war Flüchtlingsfrau, der Vater ist in Polen geblieben, weil er war Pole, konnte kein Wort Deutsch. Und meine Mutter ist hergekommen mit vier Kindern und sie war schwanger. Wenn ich an sie denke, muss ich immer nur lächeln, wir hatten nie Geldsorgen, obwohl wir so bettelarm waren. Das war erstaunlich. Und mit diesem Gedanken bin ich eigentlich auch durchs Leben gegangen.

Und jetzt zu der Neuzeit: Ich war ja 20 Jahre beim VEB Robotron Anlagenbau. Das Blaue, was sie dann abgerissen haben. Da bekam man 1.100 Mark – Ostmark – Brutto, Netto waren das dann 800. Und als ich dann später bei der Aral AG im Außendienst war – wir hatten ein Festgehalt, also keine Provision, Festgehalt und da standen 3.000 DM auf dem Zettel. Ach ich hätte die ganze Welt umarmen können. Was wir nicht wussten, war, dass unsere westlichen Kollegen viel mehr hatten. Man sprach ja nicht darüber, man musste unterschreiben, dass man das niemand sagt. Aber für mich war das eine hohe Zahl. Aber als ich nach einem Jahr festgestellt hatte, dass ich kein Privatleben mehr hatte, da habe ich bei der Aral AG gekündigt. Und da wurde ich dann nach Berlin bestellt und mein Geschäftsführer, da waren noch andere hohe Herren da, im Nadelzwirn, sagte

Sitz des VEB Robotron in der Gerberstraße Ecke Tröndlinring

mir: Herr Goralski, wenn einer bei der Aral kündigt, dann macht das die Aral. Also ich nicht. Und dann sagt er: Wollen Sie mehr Geld? Nein, sage ich. Wollen Sie ein neues Auto? Nein, sage ich. Ja, Warum kündigen Sie? Warum wollen Sie denn das? Und ich sage, ich habe kein Privatleben mehr und deswegen habe ich gekündigt. Und das haben die nicht verstanden. Bei der Aral da kündigt man doch nicht, das ist doch eine Lebensversicherung. Der, der mich eingearbeitet hatte, der war 28 Jahre alt, ich war 43 – Auslaufmodell sozusagen. Aber der sagt dann: Herr Goralski, sie sind jetzt ein Jahr dabei, sie sind am Berg oben angelangt, zwei Meter vor dem Gipfel und da kündigen Sie? Da wollen Sie umkehren, absteigen, zwei Meter vor dem Gipfel, da gibt man nicht auf! Ja da habe ich das dann 14 Jahre lang doch gemacht, kein Privatleben mehr. Aber auf alle Fälle spielte Geld in dem Sinn keine Rolle, weil ich habe ja immer nur gearbeitet, ich konnte das Geld gar nicht ausgeben. Meine Tochter sagte allerdings: Vati, ich habe eine Lösung, ich helfe dir beim Geld ausgeben.

Wie gesagt, ich bekam immer Festgehalt. Ich hatte als dritten Geschäftsführer

einen aus Düsseldorf und der hielt mich immer sehr tief, auch meine Kollegin aus Leipzig, hielt er immer sehr tief. Und da habe ich gesagt, Herr Maiwald, mir kommt es so vor als wenn die Frau Schrumpf und ich weniger haben als die anderen. Herr Goralski, wissen Sie wie ich dastehe, da gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, Sie haben genau das Gleiche wie Ihre Kollegen im Außendienst. Ja, den haben sie dann abgelöst, weil der Weibergeschichten in Leipzig hatte, und der hatte auch einen Topf gehabt, also Geld, womit er irgendwas tun konnte. Jedenfalls war der plötzlich weg, und man sagte nicht warum, der war eben weg. Da bekamen wir einen aus Meißen/Dresden und der war der erste Geschäftsführer, wo ich sage, Hut ab, sein Vater war sogar SED-Kreisleitung in Bautzen, der wäre mal der Nachfolger von Modrow geworden. Der hat also eine Strategie gehabt der Mann, der war toll und der hat zu mir gesagt: Wissen Sie eigentlich Herr Goralski, dass der Herr Maiwald, so hieß der Mann aus Düsseldorf, dass der Sie absichtlich tief hält, gehaltlich insgesamt, auch die Frau Schrumpf, meine Kollegin aus Leipzig. Ich frage, warum denn? Der hat Angst vor Ihnen. Weil Sie besser sind als er. Ich: wieso denn das? Ja weil Sie fleißiger sind, Sie arbeiten, tun, machen, am Fleiß kommt keiner vorbei. Und durch ihn bin ich dann gehaltlich, auch meine Kollegin, gut vorangekommen.

Wer hat Ihnen denn das geraten, dass Sie da nochmal studieren sollten

Ingrid Müller:

Mein seltener Name ist Müller, Müller Ingrid. Bei mir gab es eine sehr massive Verwerfung, ich habe nach der Wende meinen Job verloren. Ich war von der Ausbildung her Diplom-Chemiker. Bin aufs Arbeitsamt gelaufen und habe gesagt, okay, ich möchte gern was anderes machen. Da hat mir der Herr gesagt wieso, Sie sind ne Frau, Sie haben Kinder, Sie haben nen Hochschulabschluss, Ihr Leben ist gelaufen. Ich war Mitte dreißig. Da ist das Leben gelaufen, ja klar. Und dann habe ich mir gedacht, oh Gott, was machst du jetzt und ich habe mich irgendwo informiert und gelesen und gemacht und getan. Und bin dann auf die Variante gekommen, dass ich nochmal BWL machen würde. Weil BWL hatten wir zwar im Studium, aber das war ja kein BWL in dem Sinne ja. Und bin zum nächsten Tag aufs Arbeitsamt, habe dem Herrn, der dann da saß gesagt, ich möchte gern BWL machen, wie siehts aus. Ich habe drei Anbieter, welchen darf ich nehmen?

Dann fing der wieder an: Wir haben Ihnen doch gesagt, Sie sind ne Frau Sie haben nen Hochschulabschluss, Ihr Leben ist gelaufen. Wer hat Ihnen denn das geraten, dass Sie da nochmal studieren sollten. Na, der Herr Sowieso. Plötzlich zuckte der zusammen. Der Herr sowieso war inzwischen sein Abteilungsleiter und

ich durfte BWL studieren. (lacht) Also, das war schon ne verrückte Geschichte. Ich habe mich dann nochmal drei Jahre auf die Schulbank gesetzt und mit Erfolg abgeschlossen.

Zur Ruhe gekommen bin ich erst mit der Rente

Klaus Peter:

Also für mich war die ganze Wendezeit ein vollkommener Wechsel meines ganzen Lebens. Es hat sich alles geändert. Vom Beruf hat sich alles geändert und wie jedem ging es so, es hat sich die Rechtslage geändert, es haben sich die Gerüche in der Kaufhalle geändert, die jetzt Supermarkt heißt. Es hat sich komplett alles geändert.

Ich war an der Uni tätig und ich war in der Erziehungswissenschaft tätig. Wir haben die Universitätsdozenten pädagogisch ausgebildet, pädagogische Ausbildung für Hochschullehrer gab es in der Bundesrepublik nicht, die facultas docenti war eigentlich etwas, was in der DDR gang und gäbe war. Im Laufe der Zeit wurde unser ganzer Wissenschaftsbereich abgewickelt. Das heißt, der Professor war der erste, der ging, dann gingen die Oberassistenten. Da habe ich gesagt, ich mache hier nicht das Licht aus, ich suche mir jetzt einen Job. Das habe ich natürlich gemacht, wie zu DDR-Zeiten, wenn ich was gebraucht habe. Allen Leuten erzählt, ich suche etwas. Und da kam eines Tages einer zu mir und sagte: Mensch, bei mir war ne Versicherung. Das wäre was für dich, geh mal hin, da kannste Bezirksdirektor werden. Ich bin hingegangen, habe mich beworben und kurz vor Weihnachten habe ich das Okay bekommen. Dann habe ich gekündigt an der Uni und bin zur Versicherung gegangen. Ich habe dann meine Berufsausbildung noch einmal gemacht. Während viele gezittert haben vor Prüfungen habe ich gesagt, was wollen die von mir, ich habe meine Ausbildungen alle, eine Vielzahl von Ausbildungen, und habe dann natürlich bestanden. Richtig in Ruhe gekommen bin ich in dem Job aber nicht. Es hat sich im Großen und Ganzen vieles beruhigt, aber ganz ruhig geworden ist es nie. Weil ich habe immer ein Fixum gehabt und hatte im Prinzip eine Variable gehabt. Und stets und ständig wurden die Umsatzgrößen erhöht. Das heißt auch, dass das was ich bringen musste, wurde erhöht. Das heißt, ich musste mehr rennen, ich musste mehr machen und ich musste mir mehr einfallen lassen. Ich war immer in einem Feld, das etwas unsicher war. Und eigentlich ganz zur Ruhe gekommen bin ich erst mit der Rente, als ich vollkommen selbst über mich bestimmen konnte. Aber ich habe durchgehalten bei der Versicherung und arbeite jetzt nebenberuflich immer noch dort.

Mein materieller Status ist natürlich besser, aber mein emotionaler Status ist schlechter. Dass ich unzufrieden bin, das kann ich nicht sagen. Aber meine Perspektiven, die ich für mich selbst gesetzt hatte, waren andere. Die wurden abgebrochen, und ich musste mich vollkommen neu

orientieren. Neu orientieren in einem System, in dem alles anders war bis hin zu den Gerüchen.

Bis ich mich dann selbstständig gemacht habe

Gun Hoßbach:

Gearbeitet habe ich Anfang der Neunziger noch gar nicht, ich hab nämlich studiert. Dann bekam ich die erste Stelle, die einzige feste Stelle, das war aber nicht das Richtige. Dann kamen nur noch irgendwelche Projektstellen. Und eine Projektstelle, gerade in der Wissenschaft, heißt ja, man arbeitet und man arbeitet auch wenn das Projekt halt beendet ist. Man arbeitet weiter, man schreibt neue Projektanträge, ist aber dabei arbeitslos. Mit der Befristung ist das sehr, sehr lange so gewesen. Bis ich mich dann selbstständig gemacht habe. Ich habe von all den Organisationen, wo ich bisher gearbeitet habe, dann immer verschiedenste Aufträge gekriegt, von Transkription, über Moderation, über die Organisation von Veranstaltungen und habe das dann halt so outgesourct, dann alleine gemacht. Das habe ich 14, 15 Jahre durchgehalten. Naja, es wurde dann immer mehr in Richtung Bürotätigkeit, sprich: auch die ganze kaufmännische Seite für zwei kleinst- und ein mittelständiges Unternehmen. Man wurde ja dann langsam ein bisschen fauler. Also ich habe auch bei den academixern Eintrittskarten verkauft während meiner Selbstständigkeit, ein bisschen Marketing gemacht. Also ein bunter Lebenslauf, ganz viel drinne und ich denke, es wäre anders gelaufen, wenn die Wende nicht gewesen wäre und es wäre lange nicht so spannend gewesen.

In der DDR hätte ich Ökonomie des Binnenhandels an der Handelshochschule studiert, wäre wieder zurück gegangen in den Großhandel Nahrung und Genuss und mal sehen, was sie dann mit mir gemacht hätten, wo sie mich hingesetzt hätten. Ich habe als 88 bis 89 bis zum Beginn des Studiums noch ein Praktikum, ein Vor-Praktikum, gemacht. Eben in diesem Betrieb, der mich dann delegierte. Also wenn ich mir jetzt vorstelle, ich wäre in Döbeln-Masten immer noch in diesem Betrieb und würde, weiß ich was im Einkauf, Verkauf oder wo auch immer arbeiten und hätte all die Möglichkeiten, die ich jetzt zumindest gesehen und auch genutzt habe, hätte ich nicht gehabt, ich glaube … Nee, ich bedauere es nicht. Ich bedauere aber auch nicht die Zeit, die ich in der DDR gelebt habe und was ich da gelernt habe.

Ich glaube, ich habe ziemlich viel richtig gemacht

Astrid Böddener:

Ich war vierzehn 1989, als die Mauer gefallen ist. 1990 war ich fünfzehn und habe mich Ende 1990 beworben. Da gabs ja diese, glaub ich, Probeabos oder kostenlose Abos von westdeutschen großen

Tageszeitungen. Und die hatte unser Vater gleich bestellt, dann hatte er, glaub ich, die Welt bekommen. Und was mich als Vierzehn-, Fünfzehnjährige sehr umgetrieben hat, war die Situation an unserer Schule. Das ging eigentlich ziemlich drunter und drüber. Es waren große Verunsicherungen mit den Lehrplänen und so weiter. Und dann stand in dieser einen Tageszeitung, in der Welt, so ein Aufruf sich zu bewerben für ein Stipendium. Der Vati hatte mir die Anzeige hingelegt und hat gesagt, Mensch Astrid, das ist was für dich, guck dir das mal an, bewirb dich da mal. Und dann bin ich also als Fünfzehnjährige 800 Kilometer von zu Hause weggezogen an eine Reformschule, auf ein Internat am Bodensee.

Im Internat habe ich das Zusammenwachsen von Deutschland auch anhand meines Weges zum Internat eigentlich festgestellt. Am Anfang war das mit Nachtzug. Von Leipzig nach München gab es einen Nachtzug. Und dann nochmal vier Stunden mit einer Bahn. Und dann ging es immer schneller. Also dann habe ich es auch irgendwann in acht, neun Stunden geschafft statt 14 Stunden, da bis zu diesem Internat zu fahren. Und ich habe immer noch sehr bewusst diese vier Jahre festgestellt, Oh, wir fahren jetzt über die Grenze. Es war immer noch, wir fahren jetzt über die Grenze, wir fahren jetzt über die Grenze. Und auch so die Straßen, wie die unterschiedlich waren. Und dann waren die Autobahnen irgendwie dazugekommen. Und dann gings irgendwie immer schneller. Daran kann ich mich gut erinnern. Und im Nachtzug bin ich wirklich nur das erste halbe Jahr gefahren, glaub ich. Da bin ja auch nur einmal im Vierteljahr, nach Hause gekommen, aber gut.

Also ich bin dann erst tatsächlich vor fünf Jahren wieder nach Sachsen zurückgekehrt. Ich war dann den Großteil meines Lebens weg aus Sachsen. Also ich habe dann in England studiert nach dem Abi, in England und auch in St. Petersburg ein Jahr und war dann wissenschaftliche Mitarbeiterin an einer Uni in Potsdam. Und dann habe ich nach Brüssel weg geheiratet und zwar einen Finnen. In Brüssel, da gibt es wahnsinnig viele internationale auch Konzernzentralen oder europäische Konzernzentralen. Also das hat nichts mit EU-Bürokratentum zu tun. Obwohl ich die erste Generation von den Leuten, die die EU mit aufgebaut haben, gut kennengelernt habe. Aber beruflich hatten wir damit nichts am Hut. Wir waren ganz normale Steuerzahler in Brüssel, ganz normale Familie.

Ich glaube, ich habe ziemlich viel richtig gemacht, weil einer unserer Jungs geht jetzt auch dahin. Aber er ist aus dieser Stipendienschiene noch nicht rausgekommen. Es dauert noch ein bisschen bis so viel Kapital da ist, damit man das auch regulär bezahlen könnte. Also. Aber immerhin, der will da jetzt auch hin. Ab September geht's los. Ja.

Ich habe in der Nachwendezeit eigentlich das spannendste Kapitel meines Berufslebens erlebt

Ricarda Stöckel:

Ich habe in der Nachwendezeit eigentlich das spannendste Kapitel meines Berufslebens erlebt, was überhaupt meinem ganzen Leben eine neue Wendung gegeben hat. Ich hatte immer schon die Ambition zu schreiben, habe aber nicht so was in der Richtung studiert, weil meine Eltern mir früher abgeraten haben. Sie sagten, ja du musst dich ja hier immer nach den politischen Vorgaben richten, mach das lieber nicht. Und dann habe ich einen technischen Beruf gehabt und zuletzt im grafischen Großbetrieb Interdruck gearbeitet. Und dann erschien am 26. Januar 1990, wir hatten sie im Briefkasten, diese sogenannte erste deutsch-deutsche Zeitung „Wir in Leipzig". Vielleicht erinnert sich der eine oder andere an diese Zeitung. Die suchten Schreiberlinge. Und ich konnte dort anfangen, ohne dass ich da irgendeine wirkliche Qualifikation dafür hatte. Ich habe angefangen die Serviceseiten zu machen, erst mal so ein bisschen was Organisatorisches, später kam die Medienseite dazu, da gab es in den Zeitungen noch kein Fernsehprogramm. Und es war eine Aufbruchstimmung unter den Leuten dort, also ein Idealismus, das habe ich vorher nicht erlebt und hinterher auch nie wieder. Also das war wirklich eine ganz besondere Zeit. Am Anfang war das provisorisch, bloß so in einem Raum, also so mit zwei Computern.

Ricarda Stöckel bei ‚Wir in Leipzig'

Ganz am Anfang war das in der Hohmannstraße in irgend so einem Betrieb. Dann wurde es ab Ostern 1990 eine Tageszeitung und da haben die in der Delitzscher Straße ihren Sitz. Heute ist das Gebäude leider abgerissen, aber da war das Verlagsgebäude, das war ursprünglich ein Autohaus und ist dann von "Wir in Leipzig" ausgebaut worden, also für damalige Verhältnisse ganz modern, die Redakteure hatten ein Großraumbüro unten, also das war von den Arbeitsbedingungen natürlich ziemlich furchtbar. Wir hatten in dem ganzen Verlag am Anfang zwei Telefonanschlüsse. Und es kamen dann so mit der Zeit auch ganz viele Westleute: Volontäre, Redakteure und ja, einige schreiben heute noch für die Leipziger Volkszeitung. Und

LOKALES

Nummer 39/ 1. Jahrgang
Montag, 21. Mai 1990

Symbol für Chance in Freiheit

Verlagshaus von "Wir in Leipzig" am Sonnabend eingeweiht

Leipzig. (wil) - Gearbeitet wird hier schon seit ein paar Wochen, seit Sonnabend aber mit ordentlichem Segen. 200 geladene Gäste kamen zur Einweihung des neuen Verlagshauses von "Wir in Leipzig" an der Straße der DSF 97. "Pressefreiheit gehört zur Demokratie", sagte OB-Kandidat Dr. Hinrich Lehmann-Grube, und: "Diese Zeitung ist ein Symbol für den Aufbruch der Stadt, für den Neuanfang in Leipzig."

Die letzten Handgriffe wurden noch am frühen Morgen erledigt, die Schreiner vom Innenprojekt Leipzig legten einen Endspurt hin, der sich gewaschen hatte. Am Sonnabend, pünktlich um 11 Uhr, war das neue Haus fertig, inklusive aller kleinen Restarbeiten. Die Gäste konnten kommen.

Viele, die in Leipzig Rang und guten Namen haben, waren an diesem sonnigen Vormittag dabei. Vertreter der Politik, von Post und Polizei, von den großen Sportvereinen, aus Kultur und Wirtschaft (siehe auch Tutes Klatsch-Spalte links). Die musi-

Strahlendes Wetter, 200 Gäste, beste Stimmung: Dr. Hinrich Lehmann-Grube, Leipzigs kommender Oberbürgermeister, hielt zur Verlagshaus-Eröffnung eine kleine Ansprache.

Tageszeitung "Wir in Leipzig" stellt heute ihr Erscheinen ein

Verlag kann alte Verluste nicht decken / Jetzt droht ein Zeitungsmonopol

Leipzig. (wil) - Nach gut anderthalb Jahren stellt "Wir in Leipzig" heute das Erscheinen ein. Die "erste deutsch-deutsche Zeitung" ist finanziell am Ende, der Verlag wird in dieser Woche den Konkurs anmelden.

Für die Leipziger Bürger gibt es ab heute keine Alternative zur "Leipziger Volkszeitung" mehr. Erst vor sechs Wochen hatte sich das früher der LDPD gehörende "Leipziger Tageblatt" von seinen Lesern verabschiedet.

Mit einer Druckauflage von zuletzt 26.000 Exemplaren hatte "Wir in Leipzig" seit längerem wirtschaftliche Schwierigkeiten. Durch ein drastisches Sanierungskonzept versuchte die Geschäftsleitung, die junge Tageszeitung zu retten. Die fünf defizitären Kreisausgaben wurden im Herbst eingestellt, der Vertrieb ausgegliedert, das Personal auf 60 Mitarbeiter abgebaut.

Nach der am 1. Oktober abgeschlossenen Sanierung arbeitete der kleine Verlag tatsächlich kostendeckend – es blieben aber drückende Altlasten.

Eine besondere Rolle beim Zusammenbruch von "Wir in Leipzig" spielte die Treuhandanstalt Leipzig. Seit 13 (!) Monaten weigert sie sich, den Erwerb des Verlagshauses durch "WiL" zu ermöglichen. Auf mehrere Kaufangebote reagierte die Treuhand erst gar nicht. Dadurch hingen die erheblichen Investitionen des Verlages an der Straße der DSF in der Luft, die Tageszeitung konnte nicht dringend nötiges Eigenkapital bilden. Zudem wurden mögliche Investoren abgehalten, die es gab und noch gibt.

Die Stadt- und Kreissparkasse als Hausbank hingegen unterstützte Leipzigs zweite Tageszeitung bis zum Schluß und trug viele Risiken mit.

In den letzten Monaten hatte sich "Wir in Leipzig" vergeblich um Kooperations-Partner bemüht, dabei aber feststellen müssen, daß in der Branche das Interesse an Ost-Investitionen stark nachgelassen hat.

"Wir in Leipzig" war im Januar 1990 von engagierten Bürgern der Stadt und dem nordrhein-westfälischen Anzeigenblatt-Verleger Mathias Finck gegründet worden. In den ersten Monaten feierte die neue Zeitung große Erfolge und konnte investieren: Für insgesamt 4,1 Millionen DM wurden ein Verlagshaus gebaut und eine Druckmaschine gekauft. Am 17. April startete "WiL" mit gut 20.000 Abonnenten als Tageszeitung. Bis zu 250 Mitarbeiter waren im Verlag angestellt, fast alle aus Leipzig.

Mit dem allgemeinen Stimmungstief im Osten gingen Auflage und Anzeigenumfang zurück. Zudem fielen die Leserverluste der traditionell dominierenden "LVZ" weit geringer aus als allgemein erwartet.

So schrieb "Wir in Leipzig" 1991 kontinuierlich rote Zahlen und häufte Verluste an. Besonders traurig für den Verlag und die Mitarbeiter ist der Zeitpunkt des Endes. Gerade in jüngster Vergangenheit hatte sich die Zeitung spürbar erholt. Über 2.000 neue Abonnenten wurden im September gewonnen, der Anzeigenumsatz erhöhte sich in diesem Monat um über 30 Prozent.

Betroffen von der Einstellung des Blattes sind 60 Mitarbeiter, gut 30 davon in der Redaktion. "Wir in Leipzig" reiht sich in eine lange Liste eingestellter Zeitungen in der Ex-DDR ein. Überregionale Titel wie "extra", der "Morgen" und die "Tribüne" gehörten ebenso dazu wie in Leipzig das "Tageblatt", der "Expreß", die "Mitteldeutschen Neuesten Nachrichten", der "Sachsenspiegel" und die "DAZ".

Im Raum Leipzig hat der Springer-Konzern mit "Bild" sowie der 50%-Beteiligung an der "LVZ" jetzt endgültig die marktbeherrschende Stellung erreicht.

insgesamt war es eine Wahnsinns-Erfahrung und ich muss bloß aufpassen, dass ich jetzt hier nicht endlos rede, weil, da hat man in der Zeit so viel erlebt. Nach einer gewissen Zeit wurden dann Außenredaktionen gegründet, da gab es dann noch ‚Wir in Grimma', ‚Wir in Wurzen', ‚Wir in Eilenburg' und ich wurde dann Volontär, ich habe das Volontariat dann mitgemacht, weil ich ja dann letzten Endes die ganze Ausbildung noch machen musste. Ich bin auch zu etlichen Journalistenschulen geschickt worden. Also die haben uns unheimlich viel ermöglicht. Man hat natürlich auch die ganze Technik erlernt. Wir haben die Seiten am Computer selber gebaut, das hatte man ja alles noch nie im Leben vorher gemacht. Und wir haben unsere Bilder mit der Reprokamera selber gemacht. Wir haben nachher am Ende die Seiten aufgeklebt und montiert, dass die in den Verlag geschickt werden konnten. Es war eine Stresszeit ohne Ende, aber es war eben wirklich unheimlich spannend.

Das ging ein und ein dreiviertel Jahr und ich war anderthalb Jahre dabei. Und im Oktober 1991 war der Verlag finanziell am Ende. Am Anfang hatten sie alle Angebote ausgeschlagen von irgendwelchen großen Verlagen übernommen zu werden. Die Zeitung sollte selbstständig bleiben. Das hat aber finanziell nicht funktioniert.

◄ **Titelblatt zur Einweihung des neuen Verlagshauses in der Delitzscher Straße (früher Straße der DSF) (oben); Titelblatt der letzten Ausgabe von ‚Wir in Leipzig' (unten)**

Dann kam die Zeit, in der ich arbeitslos war, wir sind von 300 Prozent auf Null runtergekommen. Also am 14. Oktober 1991, wir haben es dann schon im Briefkasten früh gehabt: ‚Wir in Leipzig' stellt ihr Erscheinen ein. Und da saßen wir alle da nochmal im Verlag und ja, einen Tag später saßen wir auf dem Arbeitsamt.

Ich war bis 1993 arbeitslos und dann habe ich eine Umschulung gehabt über das Arbeitsamt und damit war ich gar nicht so lange arbeitslos. Und dann habe ich eine Stelle bei der WESAG, also der Energieversorgung in Markkleeberg bekommen. Die haben die ganze Öffentlichkeitsarbeit neu aufgebaut und da hatte ich nochmal eine neue Chance. Da habe ich dann die Mitarbeiterzeitung gemacht, die Kundenzeitung, Pressearbeit und so was. Und dort habe ich bis zu meinem Vorruhestand gearbeitet, das wurde dann Envia, da habe ich noch Fusionen mitgemacht. Aber die spannendste Zeit war wirklich bei ‚Wir in Leipzig'.

Ich hatte ganz großes Glück. Sonst wäre das nichts geworden

Carla Macht:

Ja, also unser Betrieb wurde zugemacht. Unser Betrieb, das Chemische Kombinat Miltitz, wurde zugemacht. Aus den 800 Mann waren dann noch 80 Mann übrig, die von der neuen Firma, die also unseren Betrieb für eine Mark oder so aufgekauft hat, übernommen wurden. Und da hatte ich das Glück, dass ich bei den 80 Mann war, die von der neuen Firma übernommen wurden. Das war eine amerikanische Firma, Bell Flavours & Fragrances. Der Betrieb hat sich eigentlich sehr gut entwickelt. Und aus den 80 Mann, sind dann über 200 geworden.

Ich war dort Parfümeur. Woanders hätte ich auch keine Arbeit gekriegt. Oder ich wäre eben nach Leuna gegangen oder so etwas.

Ich hatte erst Chemiefacharbeiterin gelernt, dann Laborantin und dann bin ich im Betrieb ausgebildet worden. Richtig mit allem, mit Ingenieurarbeit und so. Sie haben sich da sehr viel Mühe gegeben.

Ja, ich war dann bis zum Schluss bei Bell Flavours. Ich hatte ganz großes Glück. Sonst wäre das nichts geworden.

Wenigstens das

Renate Schmidt-Renner:

Ich bin auch von Bell Flavours & Fragrances übernommen worden. Wenigstens das. Ich hatte mich natürlich schon ein bisschen fremd umgeschaut und so etwas gearbeitet. Weil ich wirklich in Not war: Um Gottes Willen, zwei Kinder. Es muss ja weiter gehen. Also das geht ja gar nicht. Möchtest ja mal Urlaub machen. Die Kinder kosten Geld. Das geht nicht, also du musst irgendwas machen. Naja, ich hab dann so ein bisschen etwas gearbeitet und dann hab ich aber wirklich Glück gehabt, dass ich von heute auf morgen wiederkommen durfte. Und dann ging es auch wirklich weiter. Am Ende habe ich dann auch nochmal so ein bisschen mehr betriebswirtschaftlich gearbeitet. Ich hab gesagt: Naja, also nur bis 65 im Labor stehen und Laborleiter und so, da dachte ich, naja da willst du nochmal etwas anderes machen. Ich wollte eigentlich in die Forschung und Entwicklung gehen. Aber da brauchte man jemanden, der Preise macht und solche Sachen, Angebote schreiben. Das war ja eigentlich als Chemiker ein bisschen nicht meine Richtung. Aber ich habe es gepackt. Ich hatte einen Kollegen, der ging in Rente. Der hat mich dann an die Hand genommen. Und da bin ich dann aus dem Labor raus ins Büro die letzten Jahre. Und ich habe es nicht bereut. Aber wie gesagt, der Stress wurde wirklich immer schlimmer, weil die Bürokratie, die nahm zu für alle Sachen. Gerade die Produkte, die Klassi-

fizierung und, und, und. Eigentlich war es das erste Mal in meinem Leben, dass ich da etwas mehr Geld gekriegt habe. Wenn wir gehört haben, was die Westdeutschen Kollegen verdient haben und was ich gekriegt habe oder meine Kollegen, also da hätte ich, wenn ich so in Rente gegangen wäre, noch etwas mitbringen müssen.

Ich hatte eine Spezialaufgabe. Nur deshalb wurde ich gerettet.

Ute Scholze:

Ich hatte nach 25 Jahren total den Beruf gewechselt und in den 1980er Jahren in der Musikhochschule, in der Bibliothek angefangen. Da kam 1992 die Zusammenlegung der Theaterhochschule mit der Musikhochschule. Und da wurden 28 Leute vom nichtlehrenden Bereich entlassen. Und obwohl ich damals schon geschieden war, und da gab es ja so einen Sozialplan, gehörte ich also zu den Entlassenen. Das war für mich ein derartiger Schock, weil, damit habe ich nie im Leben gerechnet, mal arbeitslos zu werden. Ich hatte nur ein riesiges Glück, ich hatte dort eine Spezialaufgabe. Ich hatte die Musikinstrumente in den Händen, die die Studenten ausgeliehen bekamen. Und das hat niemand anders gemacht vor mir nicht und nach mir wurde es dann natürlich in ganz großem Rahmen gemacht. Aber nur deswegen wurde ich gerettet, obwohl ich eigentlich schon entlassen war. Und dann hat man irgendwie etwas gedeichselt, das man an diese Planstelle kam und mich dann trotzdem halten konnte. Aber den Schock habe ich nie wirklich überwunden.

Jetzt geht meine Frau arbeiten. Ich bin jetzt Rentner

Günter Joachimi:

Ich habe im Plattenwerk gearbeitet von 1977 bis zum Ende. Und das war zehn Jahre nach der Wende, so ungefähr. Und da bin ich eigentlich gut über die Runden gekommen. Und dann bin ich arbeitslos geworden und vorher war meine Frau arbeitslos. Da habe ich die immer ein bissel angefaucht, dass sie keine Arbeit bekommen hat, obwohl es so viel Arbeitsstellen gegeben hat. Die Annoncen haben in der Zeitung gestanden und überall. Und nach zehn Jahren ging es mir so. Da hatte meine Frau eine Umschulung und dann wieder Arbeit, die muss heute noch arbeiten. Ich will nicht mehr. Ich bin jetzt Rentner. Ich war 15 Jahre arbeitslos. Und wo dann meine Frau Arbeit hatte dann die letzten Jahre, war ich auch auf dem Arbeitsamt, da hat sie gerade so verdient, dass ich keine Leistung mehr gekriegt habe. Und da war ich dort auf dem Amt, musste alles abgeben. Und da habe ich mal lange gewartet, habe mich aufgeregt und da hat der Angestellte gesagt, da streicht er mir

meine Leistung, obwohl ich gar keine gekriegt habe. Ich sage, was wollen Sie streichen, wenn ich gar nichts kriege. Da hat er dann erst mal in seine Akten geguckt. So bereiten die sich vor, wenn man dorthin kommt. Und da hat er sich ein bisschen entschuldigt. Naja und jetzt geht meine Frau arbeiten. Ich bin jetzt Rentner. Und ich habe mir mal ausgerechnet, die Platten, die wir nach der Wende gemacht haben, die haben sie ja in den letzten Jahren hier in Grünau weggerissen. Also wir hätten gar nicht arbeiten brauchen, die hätten uns das Geld geben müssen, da wäre es uns allen besser gegangen. So habe ich das mal ausgerechnet. Jetzt brauchen wir die Wohnungen, aber die haben mir damals gesagt, es muss alles weg.

Ich war 45 Jahre als ich vom Plattenwerk entlassen wurde. Ich war zu alt für den Arbeitsmarkt und für Weiterbildung auch.

Wo die ganzen Konzerne kamen, da war Feierabend

Volker Schöne:

Ich war tätig bei der HO-Industriewaren als Verkaufsstellenleiter über viele, viele Jahre. Man wechselte dann immer mal die Verkaufsstelle. Ich hatte einen schönen Laden, den hatten wir auch aufgebaut, wir hatten sehr gute Kunden und waren sehr beliebt. Und dann kam die Änderung, die politische. Da haben wir erzählt gekriegt, von Leuten aus dem Westen, in so Versammlungen, was nun alles Gutes auf uns zukommt. Die HO wird total umgestellt, was wir alles für Vorteile zu erwarten hätten. Die HO wurde aber nicht umgestellt, sondern nur aufgelöst. Begründung: Die neu eingerichteten Läden hätten sonst eine zu große Konkurrenz durch die HO. Dass dann Rewe kam, das ist ja sogar noch eine Genossenschaft, und Kaufland, davon hat keiner gesprochen.

Na ja, so waren wir also aufgelöst, ich war weggeschmissen. Aber nicht ganz. Meine Chefs haben mich an einen westdeutschen Kollegen vermittelt, der hier mehrere Ketten gekauft hat und sich auch so geirrt hat wie ich. Der ist dann pleite gegangen mit seinen Läden – aber das war ein ganz prima Chef. Und die haben meistens Pech.

Von dem habe ich einen Laden gekauft, damals. Ich hab den Laden gekauft aus Not. Auf dem Arbeitsamt haben sie mir gleich gesagt, Sie kriegen nie wieder Arbeit aufgrund des Alters. Und meine Kollegin hatte auch keine und da hab ich sie gefragt, ob sie mitmacht. Ich setze sie als Verkaufsstellenleiterin ein, da kriegte sie 1.500 Mark im Monat. Für den Moment war das viel.

Ich selbst habe als Pauschalkraft gearbeitet. Ich kriegte ja nun Arbeitslosengeld. Und dann gab es ja von allen Seiten Geld damals, Wohngeld u. s. w., was dann abgezogen wurde.

Wir waren eine Drogerie, aber keine Duftbude. Waschmittel und Pharmazie, auch Karboleum. Aber das war nicht das im alten Sinne, sondern moderner. Das gab

es in farblos, schwarz, braun, rot, grün zu kaufen, das haben wir selbst angerührt. Das ist eine Scheißarbeit, man sieht dann recht bunt aus und das geht auch nicht wieder runter. Sowas haben wir gemacht.

Ja, aber in dem Moment, wo die ganzen Konzerne kamen, da war Feierabend. Da war im Norden ein Einkaufspark. Ich komme nicht drauf, wie der Einkaufspark heißt, der existiert heute noch, und da fuhren dann Busse an unserem Laden vorbei und brachten die Leute kostenlos hin. Dass die Leute dann billiger dort einkauften als bei uns, das ist logisch, das kann man keinem Kunden übelnehmen, zumal viele arbeitslos waren.

Ja, der Betrieb, die Friesen Drogerie, wurde dann aufgelöst. Ich hatte ja den guten Chef, aber dem half das auch nicht. Der ging genauso den Bach runter wie die anderen Betriebe, unsere Tüchtigkeit half uns nicht. Meine Kollegin, die war ja nun noch jung damals, die hatte dann bei Rossmann angefangen. Und ich war draußen, war arbeitslos und hatte gar nichts.

Ich habe dann ehrenamtlich verschiedenes gemacht, aber nicht in einer Partei, sondern im Zoo. Ich habe da Einlasskontrolle gemacht, am Haupteingang. Da war mindestens jede Woche einer, der verrücktspielte. Da wollte jemand mit dem Hund rein. Aber mit dem Hund war es damals schon verboten. Weil beinahe ein Unfall passiert wäre mit den Elefanten. So. Dann habe ich dem das klar gemacht. Warum, wieso, weshalb. Aber der schimpfte: „Du Stasi, habt uns die ganze Zeit schikaniert, jetzt geht das so weiter!" Das ging noch harmlos aus. Die Leute haben gesagt: Hau dem doch ä paar – wohin, das sage ich nicht, das wäre unhöflich. Dann ging dann weiter, ich bin immer aktiv geblieben. Mir blieb nichts weiter übrig.

Ich kam mir vor, als ob ich die ganzen neunziger Jahre Russisch Roulette gespielt hätte

Tilo Gebhardt:

Ich habe in der Baubranche angefangen zu arbeiten, der Monat war zu Ende. Dann zum Beispiel hätte ich Geld kriegen müssen. Das Geld habe ich aber nicht gesehen. Der nächste Monat kam ran, ich hätte wieder Geld kriegen müssen. Das Geld habe ich nicht gesehen. Wenn ich auf dem Arbeitsamt in Leipzig dann nachgefragt habe, ja wie verhalte ich mich, wie geht das weiter so? Ja, Sie müssen erst drei Monate gearbeitet haben dort, dann können Sie erst Konkursausfallgeld beantragen. Da habe ich gefragt, und wer bezahlt so lange meine Kosten? Wer übernimmt meine Rechnungen, wie läuft das? Na es steht Ihnen ja frei, Sie können ja auf dem Amtsgericht das Geld einklagen. Ich sage, Sie wissen aber schon, dass unter ein, zwei Jahren da nichts passiert. Die Antwort war „Oh, ja, das ist dann so das Risiko". Das wurde mir von ehemaligen MfS-Mitarbeitern gesagt, Sie kennen die Behörde, Sie wissen, von was ich rede, von der Fleischergasse. Eine

Frau S. und eine Frau W., ihres Zeichens Major W. und Major S. Die haben eigentlich nur die Namensschilder gewechselt 1990. Die Zettel wurden rausgeschoben, vorher Major W., Major S., die Gleitzettel wurden dann neu reingeschoben, Sachbearbeiterin W. und Sachbearbeiterin S. Die haben die Menschen genauso bearbeitet, die Arbeitssuchenden wie zuvor Ausreisewillige. Mehr muss ich dazu nicht sagen.

Und das ging so weiter, das ging so weiter, die ganzen neunziger Jahre lief das nonstop so weiter. Erst 1998 war das zu Ende. Das zog sich so lange hin, obwohl ich so lange Eingaben geschrieben und immer wieder Dienstaufsichtsbeschwerden schrieb. Die Chefs haben mir immer wieder schriftlich zugesagt, die haben sich korrekt verhalten, die zwei ehemaligen MfS-Majorinnen, es ist alles rechtens. Was ich hätte, wo ich Probleme sehe. Ich soll das Problem bei mir suchen. Also ich vermittele mir selbst eine Arbeit. Der Witz, die Krux an der Sache war, in den drei Firmen, in denen ich mir dann selbst eine Arbeit besorgt habe, da funktionierte es auch wieder, das Ausschlusssystem: Als Letzter bist du gekommen, als Erster gehst du, wenn die nämlich nicht mehr genug Aufträge hatten. Ich kam mir vor, als ob ich die ganzen neunziger Jahre Russisch Roulette gespielt hätte.

Ich musste mit 55 in den Vorruhestand gehen

Christine Elbinger:

Für mich war das das krasse Gegenteil. Ich war im Labor beschäftigt Als MTA und dadurch, dass alles abgewickelt und verändert wurde, wurde auch unser Labor relativ aufgelöst, und ich musste mit 55 in den Vorruhestand gehen 1992. Und ich hätte sehr gern noch weitergearbeitet, aber es gab keine Möglichkeit. Ich habe mich dann ein bisschen ehrenamtlich beim DRK beschäftigt. Die ganze Zeit vorher, habe ich, konnte ich nur halbtags arbeiten, weil ich meine Mutter pflegen musste, und weil ich mit meinen Kindern Probleme hatte (lacht). Und jetzt, wo ich nun richtig durchstarten konnte, da war es dann für mich plötzlich Schluss. Es war also keine gute Erfahrung.

Die haben wirklich ganz strikt Arbeit und Privates getrennt

Ricarda Stöckel:

Und das andere, die sozialen Bedingungen: Also als ich bis zur Wende oder bis ich dann zu ‚Wir in Leipzig' kam, habe ich bei Interdruck gearbeitet. Das war eine sogenannte Forschungsabteilung und wir haben Möbeldekor-Folien hergestellt. Und die sollten ganz toll wie Holz ausse-

hen und daran haben wir geforscht. Und hatten aber auch natürlich immer keine Möglichkeiten und … also es war ganz schwierig.

Aber wir waren dort auch ein Team, wir haben jeden Tag beim Kaffee zusammengesessen und da wusste jeder vom anderen, was privat los war. Ob die Tomaten wachsen, ob das Kind krank ist. Also das wurde alles ausgetauscht. Und aus dieser Zeit ist auch eine gute Freundschaft entstanden, die also bis heute noch anhält.

Und dann kam ich bei dieser Umschulung … da hatte ich das Glück, dass ich ein Praktikum in Frankfurt am Main machen konnte. Auch in der Öffentlichkeitsarbeit in einem Metallbetrieb. Und dort habe ich erlebt, dass die Leute unheimlich nett, freundlich waren. Auch neugierig, was meine Geschichte betraf. Aber es ist jeder nach Hause gegangen. Es ist nie jemand mit einem anderen ins Kino gegangen. Also auch nicht die Kollegen, die sich schon lange kannten. Die haben sich alle entweder auf ihrem Dorf in ihrem Verein gefunden oder eben dann in ihren Familien, Verwandtschaft und so weiter. Aber aus diesen … die haben wirklich ganz strikt Arbeit und Privates getrennt. Das habe ich also dort auch erlebt. Das ist mir da so das erste Mal richtig aufgefallen.

Und in dieser Zeit bei ‚Wir in Leipzig' da war ja nun wirklich eine echte Mischung, Ost und West, und da muss ich sagen, da habe ich das auch überwiegend als kollegial erlebt. Also das … ja natürlich, wir haben gelästert über die Westkollegen, wenn die auf einmal irgend so ein Zimmer in Untermiete bekamen, wo sie nicht wussten, wie sie den Kachelofen heizen sollten. Und das man da irgendwelche Kohlen bestellen muss oder so etwas. Aber überwiegend muss ich sagen: Wir haben von denen viel gelernt und das war dort damals wirklich ein Miteinander. Und da habe ich noch einen jungen Kollegen, der arbeitet heute noch bei der LVZ, so positiv in Erinnerung. Da hatte ich mal irgendetwas, dass ein Kind krank war. Und ich hatte einen Termin bei einem Bürgermeister irgendwo bei Grimma in so einem Dorf. Und da hat der mir den Termin abgenommen, dass ich Ruhe hatte und mich um mein Kind kümmern konnte. Und der hatte da aber gerade ein verletztes Bein. Und der Bürgermeister hat den armen Mann zwei oder drei Stunden durch das Dorf geschleppt und hat dem jedes Haus und alles gezeigt und der hat das so tapfer mitgemacht. Das ist so etwas, das vergisst man dann einfach nicht. Das war wirklich reine Freundschaft, Hilfsbereitschaft. Und das war ein Kollege, der aus dem Westen kam. Also wir haben da wirklich auch viel in dieser Richtung erlebt.

Die mussten Ellenbogen zeigen

Ute Scholze:

Aber dieser Stress, der dann entstand als die Wende kam, selbst in einer Bibliothek einer Hochschule, wo es ja dann weniger um körperliche Arbeit geht, das war schon

ein Unterschied. Die Leute, die jungen Leute, ich war eine der Älteren, die wurden ja jetzt alle gefordert, dass sie ihre Stelle verteidigen ... Also, die mussten Ellbogen zeigen. Das habe ich vorher nicht erfahren und nicht gekannt.

Ich hatte ziemliche Probleme, auch gesundheitlich. Meine Kollegen waren immer für mich da. Und ich war ja ein Quereinsteiger. Ich bin Drogistin und habe dann als Bibliothekarin an einer Musikhochschule gearbeitet. Und da hatte ich viele Fragen. Und die haben mich immer unterstützt. Dann kam die Wende, und dann war jede Frage zu viel. Und wir kriegten Computer. Die kriegten wir, aber da war nichts mit Weiterbildung. Die kriegten wir hingestellt. Und so: Sieh zu! Und ich werde nie vergessen, unsere Studenten hatten ja auch Unterricht am Computer, also wer das wollte. Da sagte meine Chefin: Wissen Sie was, ich setzte sie mit da hinein. Ich saß da in Reihe, mit 10 Computern. Und ich war zufällig am Ende. Und dann kam nach einer ganzen Weile dieser Administrator oder wie man das nannte und sagte: Und haben Sie schon? Ich sagte: Ich hab das Ding noch nicht einmal an. Ich hatte ja noch nie einen Computer vor mir. Und so etwas hatte ich dann auf dem Schreibtisch stehen. Und wenn ich dann meine Kollegen mal fragte, ich sagte: Hier, ich hab hier etwas geschrieben und jetzt ist es weg? Und die: Ute, das habe ich dir aber schon mal erklärt. Das hätte meine Tochter sein können.

Dieser Zusammenhalt, den ich immer gegenüber Westdeutschen gelobt habe, die Nachbarn, die Kollegen, wenn wir nicht zusammengehalten hätten, wir haben ja hier nicht gehungert, aber man musste ja immer gerne mal etwas organisieren. Und hast Du? Und kannst Du? Und ich bringe Dir Ketchup mit und so weiter und so weiter, da sagte damals ein Westdeutscher zu mir, unmittelbar nach der Wende: Du wirst Dich wundern! Das wird sich ändern. Da habe ich mich mit dem gestritten. Da habe ich noch gesagt: Das ändert sich nicht. Wir sind hier ein ganz anderer Menschenschlag. Aber ich habe die Änderung dann sehr deutlich gespürt.

Ich will jetzt nicht meine Kollegen schlecht machen, denn die sind jung gewesen. Die hatten ja noch viele Jahre vor sich und mussten da zeigen ... da ging es unter anderem darum, den Posten der Chefin neu zu besetzen, die damals in Rente ging. Natürlich waren die Jungen jetzt alle darauf aus zu zeigen, wie gut sie sind. Da hatten die keine Zeit der Ute zu zeigen, wie der Computer funktionierte. Und mich hat dann noch mein Sohn gerettet, der mir einen älteren Computer nach Hause gestellt hat und gesagt hat: Und wenn Du nur spielst, Du musst Dich erst einmal an das Ding gewöhnen. Ja, ich meine, ich bin nie der große Freak geworden, aber ich konnte wenigstens dann schreiben und so weiter. Und ich liebe jetzt meinen Computer. Aber das war für mich die größte Herausforderung, die Veränderung der Kollegen und die Unsicherheit. Ich war dann unbefristet zwar, aber dieser Schock, das man von einem Tag auf den anderen entlassen werden konnte. Ich hatte dann

schon überlegt: Was machst Du dann jetzt? Da war ich ja immerhin schon fast 50. Ich hätte zu denen gehört, wo man gesagt hätte: Na eine Fünfzigjährige, was wollen sie denn?

Da sieht man den Zusammenhalt

Günter Joachimi:

Also ich habe die 10 Jahre nach der Wende noch gearbeitet, bis sie das Werk zugemacht haben. Und in unserer Brigade sind schon viele gestorben. Und die noch da sind, wir kegeln jedes Vierteljahr immer noch. Und da sieht man den Zusammenhalt, den wir gehabt haben. Und Wir sind jetzt, kann ich schon gar nicht mehr sagen ... 40 Jahre aus dem Berufsleben raus. Also wir sind, wir bleiben zusammen.

Wir wollten nun gleich unsere Berufskollegen in der Bundesrepublik kennenlernen

Reinhard Böhm:

Also, wir wurden ziemlich schnell privatisiert und einer unserer Shareholder war die große Ruhrgas AG in Essen. Und wir wollten nun gleich unsere Berufskollegen in der Bundesrepublik kennenlernen, und wir fuhren mit drei Kollegen im PKW nach Essen. Es war Sonntag und wir erwarteten den Manager, der uns dort abholen wollte, zum Essen. Es war ne große Hitze. Aber wir alle in Krawatte, Anzug, man schwitzte. Aber wir waren hart, da mussten wir durch. Dann kam der junge Manager an, völlig offen angezogen, mit Jesuslatschen im VW Käfer, offen. Und dann zum Essen, haben uns wunderbar unterhalten und dachten, Donnerwetter, die sind ja ganz locker.

Den nächsten Tag, Montag sind wir dann zur Ruhrgas AG in das Funktionsgebäude gegangen und dachten okay, die waren locker, wir brauchen die Krawatte nicht umzutun, weil es ist ja sehr warm. Wir kommen dort in das Haus rein, die Türen gehen auf, die Herren kommen dort in Anzug und Krawatte dort raus. Tja, die hatten klimatisierte Räume. Entschuldigung, also wir hatten nun keine Krawatten und da sagte der dann, wir wissen, was wir unserem Unternehmen schuldig sind. Heute ist das bei weitem nicht mehr so, heute gehen sie überall sehr locker. Ja, ist ne Geschmacksache.

Hier kann man was bewegen

Peter Gutjahr-Löser:

Ich habe während der ganzen DDR-Zeit regelmäßigen Kontakt nach Wittenberg gehabt, wo meine Mutter herstammte und wo meine Cousins und Cousinen lebten und ich wusste also ziemlich gut Bescheid

über die Situation, die hier bestand. Ich selber bin in Oberbayern später aufgewachsen und hatte sehr viel Heimweh gehabt und ich wollte gerne wieder dorthin nach Wittenberg.

Und dann hat eine Studienfreundin – ich habe in Bonn studiert – sie war die Büroleiterin von Biedenkopf und sie sagte zu mir: Willste denn nicht kommen, du könntest uns doch helfen. Und die Kanzlerstelle hier in Leipzig war ausgeschrieben in der Zeitung. Da habe ich mich beworben und habe dann hier angefangen. Im November habe ich mich beim Senat der Universität vorgestellt und am 1. März 1991 begann dann meine Tätigkeit. Und das, was mir da begegnet ist, hat mich unwahrscheinlich geprägt. Ich hatte mich schon als Student sehr stark engagiert in der studentischen Selbstverwaltung an der Universität Bonn und da habe ich gesehen, dass an den westdeutschen Universitäten vieles sehr im Argen lag. Und hier hatte ich den Eindruck, dass muss neu aufgebaut werden, das muss alles vom Grundsatz her nochmal durchdacht werden, hier kann man was bewegen. Für mich war das wirklich die Fortsetzung meines Wunsches eine vernünftige Universität auf die Beine zu stellen. Nicht nur, dass die Universität auch international wieder Bedeutung gewann, wir hatten zur ganzen DDR-Zeit schon immer zehn Prozent Ausländer unter den Studenten. Aber die Studentenzahlen stiegen ja von 9.000 auf 32.000 binnen acht Jahren und der Anteil der Ausländer war immer gleich groß, das heißt die absolute Zahl der Ausländer stieg. Und am Anfang wollten die westdeutschen Studenten, die in Numerus-Clausus-Fächern einen Studienplatz in Leipzig zugewiesen bekamen, gar nicht herkommen. Aber wenn sie mal zwei Monate da waren, dann wollten sie nicht mehr weg und haben ihre Studienfreunde aus dem Westen nachgezogen. Wir hatten dann 25 Prozent Studenten aus dem Westen. Also das war eine Erfolgsgeschichte, das kann man sagen. Aber man darf ja nicht vergessen, zu der Zeit hatte ich einen Arbeitstag, der ging um sechs Uhr früh am Schreibtisch am Augustusplatz los und endete meistens um 22 Uhr, sodass ich also in der Kaufhalle in der Wintergartenstraße schon nichts mehr zu Essen bekam, obwohl das eine Spätverkaufsstelle war. Das war schon eine harte Sache manchmal. Und deshalb beschränkten sich meine Kontakte zunächst mehr oder weniger auf das berufliche Umfeld. Aber da waren natürlich tolle Professoren, einer der mir gerade einfällt, weil er schon so lange nicht mehr lebt, nämlich der Direktor des Musikinstrumentenmuseums Schrammek und mit Frau Hoyer vom Museum für Angewandte Kunst war ich mehr oder weniger auch befreundet. Und das gab es dann schon, und zwar, das bezog sich dann gar nicht mehr unbedingt nur auf die beruflichen Situationen, sondern das ging ins Menschliche. Der Rektor Cornelius Weiss und Prorektor Wartenberg und vor allem auch der Dekan der medizinischen Fakultät – vorher war er auch Prorektor gewesen – wir wurden binnen weniger Tage Freunde. Was mich vor allen Dingen beeindruckt hat, war

dieses aufeinander zugehen. Wir hatten damals 9.000 Studenten, außerhalb der Medizin, und 8.600 Mitarbeiter. Dass das Verhältnis nicht stimmte war ja von vornherein klar, obwohl es viele technische Probleme gab. Allein in der Betriebstechnik hatten wir 900 Mitarbeiter. Das waren natürlich vor allem Hausmeister und Leute, die die Heizungen betrieben haben, weil ja in den Altbauten noch weitgehend Kohleöfen waren. Oder in der Universitätsbibliothek, wo die Kohlen einfach in den Innenhof geschüttet wurden und die mussten dann in den Keller gebracht werden. Da brauchte man Leute dazu, die das machten. Also es ist nicht so, dass ich von vornherein der Überzeugung war, das ist zu viel Personal. Aber wir mussten natürlich die technischen Anpassungen vornehmen, damit wir mit dem vorhandenen Geld vor allen Dingen auch Lehre und Forschung voranbringen konnten. Denn der Freistaat Sachsen war ja weitgehend unfähig, das mit eigenen Steuereinnahmen zu finanzieren durch den Wegfall der großen Industrieunternehmen und, und, und. Da konnte man tage- und nächtelang drüber reden. Aber wir haben diesen gewaltigen Umbau, gerade was das Personal angeht, in einem so guten Verhältnis miteinander geschafft. Der Rektor hat von vornherein gesagt, die Personalvertretung ist bei jeder Sitzung, wo wir über solche Dinge entscheiden, dabei. Und wir haben uns wirklich zusammengerauft, wenn wir auch unterschiedliche Meinungen natürlich hatten, das konnte man ja gar nicht ausbleiben.

Natürlich bin ich von außen auch angefeindet worden als Besser-Wessi. Rolf Hochhuth hat mich in seinen ‚Wessis in Weimar' unter die besonders schlimmen Besatzungsoffiziere aus dem Westen eingereiht. Das können Sie nachlesen.* Es ging natürlich auch darum, dass es Leute gab, jetzt will ich keine Namen nennen, aber es gab einen Professor vor allen Dingen, der seine Mitarbeiter unter politischen Gesichtspunkten im Sinne der SED drangsaliert hat, und zwar heftig. Und als er dann entlassen wurde, hatte er seine Schlüssel nicht abgegeben und ist jeden Morgen wieder in seinem Sekretariat erschienen, hat der Sekretärin Briefe diktiert und so, und da habe ich dann na-

* Rolf Hochhuth zitiert in seinen „Wessis in Weimar" den Brief, den Peter Gutjahr-Löser als Kanzler der Universität Leipzig, dem im Januar 1993 entlassenen Professor geschrieben hatte: „Leute wie Sie, die an der Aufrechterhaltung und Festigung dieses Spitzel- und Denunziantenstaates mitgewirkt haben, sollten wenigstens die menschliche Loyalität, die ihnen der neue Staat trotz allem durch die Gewährung einer akzeptablen Altersversorgung entgegenbringt, mit Zurückhaltung honorieren. Und es ist dabei völlig nebensächlich, ob Sie von der Richtigkeit des politischen Kurses dieses Systems überzeugt waren oder ob Sie ihm aus opportunistischen Gründen willfährig waren. Eines kann ich Ihnen jedenfalls versichern: Die freiheitlichen Demokraten in diesem Lande sind keine Schwächlinge. Sie werden es nicht hinnehmen, daß die unter großen Opfern, mit Geduld, Klugheit und Mut mühsam errungene politische Freiheit von ihren Gegnern verächtlich gemacht wird." (Rolf Hochhuth: Wessis in Weimar. Szenen aus einem besetzten Land, in: Neue Dramen, Gedichte, Prosa, Reinbeck bei Hamburg, 2006 S. 223 f.)

türlich durchgreifen müssen. Das konnte ich ja den Mitarbeitern, die ja nun die Verantwortung für dieses Institut hatten nicht zumuten, dass da der alte Chef, den, wie gesagt, die Regierung entlassen hat, einfach so tat, als gäbe es das Verbot gar nicht. Also solche Fälle gab es schon. Aber das muss ich auch noch sagen, das waren die seltenen Ausnahmen. Sonst aber waren wir in der Lage gemeinschaftlich zu handeln. Diese Kultur des runden Tisches, die hat sich in der Universitätsleitung noch bis zum Rücktritt des Rektors Bigl (2003) fortgesetzt. Danach haben westdeutsche Professoren, die inzwischen berufen worden waren, sich in die Leitung der Universität eingemischt und da waren die schönen Jahre auch für mich und meine Tätigkeit vorbei.

Aber ich war hier von Anfang an zu Hause. Schon bevor ich nach Leipzig kam oder auch nur die Idee entstand, dass ich nach Leipzig gehen könnte, konnte ich viele Gedichte von Lene Voigt auswendig.

Trotzdem hält man ja immer zusammen

Partnerschaft, Familie und Freunde als Stabilitätsanker

Die Geschichten unserer Erzählerinnen und Erzähler über Partnerschaft, Familie und Freunde in den Neunzigern hätten kaum unterschiedlicher sein können. Für Manche hat sich von außen betrachtet kaum etwas verändert, andere erlebten tiefgreifende Verwerfungen im engsten Umfeld. Es wurde von einer enormen Erweiterung und zugleich vom Schrumpfen oder gar Verschwinden des eigenen Freundeskreises berichtet.

Allemal spielt das soziale Umfeld in Zeiten des Umbruchs eine entscheidende Rolle. So federten die sozialen Ressourcen in der ostdeutschen Gesellschaft für viele die Härte der Umwälzungen ab. Jede fünfte partnerschaftliche Beziehung wurde in den ersten Jahren nach der Wende enger, lediglich 3 Prozent weniger eng.* Ein ähnliches Bild ergibt sich bei dem Blick auf die Ehescheidungszahlen, die Anfang der Neunziger einen drastischen Einbruch erfuhren. Diese Entwicklungen können jedoch nicht nur als „Zusammenhalten gegen jede Widrigkeit", sondern zugleich als „Ausharren in den gewohnten sozialen Strukturen" in einer auf verschiedenen Ebenen verunsichernden Zeit verstanden werden.

Zweifellos bildete die Familie für viele einen Stabilitätsanker in Zeiten der Transformation. Hinzu kommen widerstandfähige Freundschaften, typischerweise innerhalb der Brigade, die alle Umwälzungen überstanden. Frau Werner bringt diese Entwicklung so auf den Punkt: **Sicher ändert man sich auch, aber trotzdem hält man ja immer zusammen**.

Trotz der großen Bedeutung haben wir oft auch von einer Verkleinerung der Familie gehört. Die junge Generation nutzt die neugewonnene Freiheit und zieht dabei nicht selten aus dem vertrauten Nest in die Ferne. Einem Kapitel über die Abenteuerlust der jungen Ostdeutschen und die Unterstützung sowie zugleich den Sorgen

* Martin Diewald et al.: Umbrüche und Kontinuitäten. Lebensläufe und die Veränderung von Lebensbedingungen seit 1989, in: Johannes Huinink (Hrsg.), Kollektiv und Eigensinn, S. 336.

der zurückgebliebenen Eltern gibt Frau Werner die Überschrift: **Natürlich, die jungen Leute gehen schnell weg**.

Ein drittes Erzählmuster charakterisiert Frau Liebner: **Ich hatte gehofft, dass die Familie erhalten bleibt**. So kamen auch jene zu Wort, bei denen der soziale Anker die Welle der Transformation nicht standgehalten hat. Die Erzählerinnen und Erzähler sprachen von den Verlockungen der westlichen Freiheit, aber auch von Brüchen mit ihren Lieben durch eine veränderte Wettbewerbsmentalität und Leistungszwang.

Die neue Weltreichweite und Mobilität führten nicht zuletzt zu Begegnungen mit neuen sowie lange vermissten Bekannten, Freunden und Verwandten. So hörten wir Geschichten, **Wo Gleichaltrige aus Ost und West zusammenkamen**.

Trotzdem hält man ja immer zusammen

Brigitte Ellen Werner:

Bei meinem Mann, der war dann kurzzeitig arbeitslos nach der Wende und kam dann mal durch die Arbeit zu einer Zeitarbeitsfirma. Das war sowas Neues, was man noch nie gehört hatte. Dann hat er ewig, Monate manchmal, kein Geld gekriegt. Hin und Her. Dann war das natürlich gut in der Familie, ich hatte einen sicheren Arbeitsplatz, dass das mit dem Geld immer gesichert war. Aber da war man dann schon unsicher bis es wieder geklappt hat, auch mit einer sicheren Arbeit und dann sich alles eingepegelt hat. Aber man weiß, wovon man da spricht, dass es doch solche Umbrüche gegeben hat. Sicher ändert man sich auch, aber trotzdem hält man ja immer zusammen. Ja. Das ist ja auf jeden Fall immer gewesen. Und Streitpunkte gabs dann nicht, muss ich sagen. Es war jeder Tag aufregend, das wird jeder selber wissen. Immer am Fernseher gesessen, was gibt es Neues, was müssen wir beachten. Es war ja alles neu für uns, ja. Und gerade jetzt mit dieser Zeitarbeitsfirma. Da haben wir Andere gefragt, kennt ihr sowas? Noch nie. Keiner hatte was gehört davon. Also das ist schon, wo man sich Gedanken macht. Wo man dann auch sagt, nein, also hier kannst du nicht bleiben. Ja. Wo mein Mann sagte, ja aber ich muss ja irgendeine Arbeit haben. Ich sage, na aber hier bei so einer Firma kannst du aber nicht bleiben, hör wieder auf. Also da hat es schon manchmal kleine Reiberein gegeben, die sich nicht vermeiden ließen. Aber zusammengehalten wurde immer.

Da bin ich heute noch dankbar, dass meine Söhne das alles mitgetragen haben

Ricarda Stöckel:

Und mein Mann war damals an der Ingenieursschule für Gießereitechnik und die ist auch abgewickelt worden, das heißt es wurde dann eine Berufsschule. Und dann

habe ich eine Umschulung gehabt und hatte das Glück ein Praktikum in Frankfurt am Main zu haben. Das war so eine Zeit, wo wir überhaupt nicht wussten wie geht es überhaupt mit uns weiter. Und ich habe also dort immer die Frankfurter Zeitung studiert, die Stellenanzeigen. Und wir hatten dort auch Verwandte, die hätten uns unterstützt, wenn wir dorthin gezogen wären und für meinen Mann wäre ganz in der Nähe auch was gewesen, wo er richtig in seinem Beruf hätte arbeiten können. Also wir haben schon sehr damit geliebäugelt in den Westen zu gehen, aber irgendwie haben wir das nicht fertiggebracht. Damals lebten unsere Eltern noch, auch in Leipzig und in Zwenkau, die wollten wir nicht alleine lassen und unsere Kinder waren verwurzelt hier und wir selber mit unserem Freundeskreis in Leipzig auch. Und irgendwie ging es dann auch wieder weiter mit uns, auch beruflich. Es waren schwierige Zeiten, auch beruflich mit diesen ganzen Veränderungen. Da bin ich heute noch dankbar, dass meine Söhne das alles mitgetragen haben, auch dass die Mutter auf einmal so gut wie überhaupt keine Zeit mehr gehabt hatte und sich beruflich ganz stark engagieren musste. Aber auch in der Zeit, als man dann quasi in ein Loch gefallen ist, als ich dann arbeitslos war, das ging ja auch nicht alles nahtlos ineinander über, da saß man dann erst einmal da. Dann hat man die Erfahrung gesammelt, überall wo man sich beworben hat, hatte man dann doch keine Chance hier in Leipzig, zumindest eine Zeit lang. Es ging dann aber doch irgendwann wieder weiter.

Wir gehen durch dick und dünn

Günter Joachimi:

Also ich bin noch mit meinen Arbeitskollegen zusammen. 20 Jahre ist das Plattenwerk nun schon wieder zu und ich gehe immer noch bowlen mit meinen Schulkameraden oder mit denen ich auch gearbeitet habe, da sind schon viele verstorben. Naja und jetzt bin ich in einem Verein. Aber, es entstehen auch neue Freundschaften, aber das wechselt heute eben. Das wechselt jetzt mehr, man hat jetzt nicht mehr so lange Freundschaften wie hier mit meinen Arbeitskollegen. Also wir gehen durch dick und dünn, noch. Und das sind Freundschaften, das andere sind ja Bekanntschaften.

Natürlich, die jungen Leute gehen schnell weg

Brigitte Ellen Werner:

Zu der Zeit hat sich unsere Familie verkleinert. Mein großer Sohn hat sein Studium an der Technischen Hochschule 1988 angefangen. Das ging vier Jahre, bis 1992. Und wo er natürlich fertig war, hat er nichts an Arbeit gefunden. Durch diese Wirren, was da alles los war am Arbeitsmarkt. Und da hat er eine Annonce von Siemens gesehen. Ist nach München gegangen und hat dort einen Job bekommen. Natürlich, die jungen Leute gehen schnell

weg. Er sagte auch, er ist ja nicht aus der Welt. Natürlich – es sind 400 km- um die Ecke ist es nicht. Man kann da nicht ständig hinfahren und mit irgendwas helfen. Da hat man einmal schon Ängste gehabt, dass er da auf den sicheren Weg kommt. Und da war ja natürlich auch für uns Vieles neu. Er sollte eine Wohnung nehmen und eine Kaution bezahlen. Das haben wir ja im Leben noch nicht von gehört, dass man Kaution zahlen muss und dann gleich 500 Mark. Also das war schon exorbitant, weil wir das überhaupt nicht gekannt hatten. Da wurde man mit was konfrontiert, was einem fremd war. Mein Sohn ist dann auch dort geblieben, wohnt auch heute noch dort, aber es hat schon die Familie beeinflusst. So, dass man ihn unterstützt hat, versucht zu helfen. Er musste ja auch die Wohnung dann einrichten. Aber da das mit der Arbeit dann auch geklappt hat, ging das. Und auch neue Erfahrungen, was wir ja gar nicht kannten. Ich hatte zwar eine Tante in München. Aber über solche Sachen, wenn die einmal im Jahr zu Besuch waren und die ganze Familie ringsherum, wurde ja nicht gesprochen, dass die – die hatten eine Wohnung – dass man da ja Kaution bezahlt und alles ringsherum, das wurde ja sonst im Fernsehen nicht so gezeigt. Es war schon allerhand.

Ich bin dann auch so ein bisschen rum gekommen dadurch, weil ich dann plötzlich Klassenkameraden von überall her hatte

Astrid Böddener:

Ich bin als Fünfzehnjährige 800 Kilometer von zu Hause weggezogen an eine Reformschule, auf ein Internat am Bodensee, und das heißt unsere Familie mit zwei Kindern war dann gleich kleiner geworden. Gleich innerhalb von 18 Monaten nach der Wende. Und die Jobs der Eltern haben sich halt auch genau in dieser Zeit komplett geändert. Das heißt, es war nichts mehr wie es vorher war. Weder örtlich noch beruflich noch familiär. Es war alles anders als bei uns in Torgau, wo wir damals gewohnt haben. Es war eben auch einfach die Abenteuerlust und auch wahrscheinlich aus der Kleinstadt rauszukommen in ein noch kleineres Dorf, aber in eine sehr internationale Gemeinschaft. In der Schule waren wir, glaub ich, vier aus dem Osten in der ersten Generation nach dem Mauerfall. Und ich glaube schon, es gab auch ein Ossi-Wessi-Problem dort. Also es lässt sich daran ablesen, dass ich sehr befreundet war mit den Leuten, also mit dem Jungen, der aus Lichtenberg kam und dem Mädchen, was aus Bitterfeld noch da war. Und das war natürlich ein wahnsinniger Kulturschock. Ja, ein wahnsinniger Kulturschock am Anfang, aber die waren sehr neugierig. Man wurde dann aber

auch, ich bereue das jetzt ein bisschen, bin dann sehr in die Russlandschiene gedrängt worden. Weil es war die Sensation, dass wir so gut russisch sprechen konnten. Und damals gab es sehr viele Hilfsprojekte für Russland. Das heißt wir haben ständig irgendwelche Lastwagen losgeschickt in die gerade zusammengebrochene Sowjetunion. Das weiß ich noch. Ich habe die dann auch begleitet teilweise und dadurch bin ich irgendwie so hängengeblieben in dieser Schiene, wo ich eigentlich weg wollte.

Und die Unterstützung von den Eltern war sehr groß. Die fanden das da auch sehr spannend. Und waren dann auch gleich dort im Elternbeirat und ich weiß nicht was. Also da waren auch viele Freundschaften dann auch gekommen, über Mitschülerfamilien und so, die uns dann auch besucht haben in Torgau. Und ich habe die besucht in deren Heimatorten, inklusive Ibiza und was da noch so war. Also mal Marbella und bin dann auch so ein bisschen rum gekommen dadurch, weil ich dann plötzlich Klassenkameraden von überall her hatte.

Unsere Kinder sind gut rausgekommen

Martina Denhardt:

Also unser Sohn, der hat sich damals dann auf die Mode verlegt. Der wollte eigentlich zu DDR-Zeiten, hatten wir schon alles ganz sicher, Lehrausbilder werden. Da, wo ich auch gearbeitet habe. War alles schon eingetütet und dann kam ja die Wende. Die Grenzen öffneten sich, wurde alles anders. Und da hat er dann auf Mode sich gelegt, hat Geschäfte eröffnet, ist auch manchmal kläglich gescheitert, aber es ging immer weiter. Also große Schulden hat er nicht gemacht. Und dann hatte er das Glück in Mallorca am Strand Dieter Bohlen kennenzulernen. Er hat mit dem viele Jahre über Verträge und so gearbeitet, ist dadurch super gut rausgekommen, hatte noch zwei Mitarbeiter, die auch dadurch super gut weggekommen sind. Und hat jetzt mit 52 oder 53 Jahren aufgehört zu arbeiten, weil er das nicht mehr braucht. Also dem geht's sehr gut. Und unsere Tochter, die hat einen Mann aus München kennengelernt. Ist leider nach München umgezogen, haben dort ein Haus gekauft damals, also ist jetzt schon 10 bis 15 Jahre her, für so 450.000 € oder so. Da habe ich vor Schreck nicht mehr schlafen können. Und mein Chef, der sagt damals, das ist doch für München ein Schnäppchen. Heute hat er recht. Heute könnten Sie das für das Doppelte verkaufen. Wir waren jetzt gerade da am Wochenende, also das läuft auch sehr gut. Also beide verheiratet, haben einen guten Job. Er hat sich selbstständig gemacht. Also wir hatten keine Probleme mit der Wende, muss ich sagen. Wir hatten immer Arbeit, mein Mann und ich auch. Unsere Kinder sind gut rausgekommen. Also ja bei uns gab es keine Probleme. Wir haben jetzt zwei Enkel. Der Sohn hat zwei Töchter bekommen, mit seiner Frau. Der wohnt in Meusdorf, da hat er ein Haus. Dann hat er noch viele Wohnun-

gen, die er vermietet. Hat ein Wohnschiff, das er vermietet. Da waren wir auch schon im Urlaub. Also uns geht's eigentlich super, muss ich mal sagen, auch uns Eltern. Wir kennen zwar Dieter Bohlen nicht, aber davon haben wir ja auch noch mit profitiert. Ich meine, dadurch geht es dem Sohn, der Schwiegertochter, den Enkelkindern super gut. Die haben beide Wohnungen, die der Vati bezahlt hat und und und. Also keine Probleme. Keine Probleme.

Wir beide sind Mieter, unsere Tochter ist die Eigentümerin

Klaus Peter:

Meine Tochter hat genau um diese Wendezeit studiert, Pädagogik, Deutsch und Geschichte hier in Leipzig. Und ihre größte Enttäuschung war, sie hat mit sehr guten Leistungen abgeschlossen, aber von den 30 Referendaren wurden nur 2 in den Schuldienst übernommen, und zwar die Französisch-Lehrerin und die Musiklehrerin. Alle anderen standen da und hatten nichts. Nach vielen Bewerbungen hat sie dann bei einer Europa-Schule angefangen, aber zum Schluss war es auch nicht das, wofür sie ausgebildet wurde. English for Kids, war dann ihr Job als Deutsch- und Geschichtslehrerin und hatte Glück gehabt, dass das Oberschulamt Lehrer brauchte und sie angesprochen hat, und sie einen Lehrer-Job dann bekommen hat. Und in dem ist sie auch gut eingeschlagen, ist eine sehr gute Lehrerin, ist mittlerweile Studienrätin und konnte sich dadurch natürlich auch eine finanzielle Grundlage schaffen. Und von dieser finanziellen Grundlage hat sie sich gemeinsam mit ihrem Sohn ein Reihenhaus gekauft. Wir beide sind Mieter, unsere Tochter ist die Eigentümerin.

Ich hatte gehofft, dass die Familie erhalten bleibt

Romy Liebner:

Mein Einstieg war eigentlich nicht positiv. Ich war ängstlich, ich war depressiv, ich war unsicher. Wie jetzt auch ein bisschen (kichert), und zwar war das so, dass mein Mann Anfang der neunziger Jahre immer weg war, war Schwarztaxi fahren, ich wusste nicht, was los war. Bei uns auf Arbeit war Unruhe. Ich habe damals als Erzieher gearbeitet in einer Schule. War alles so unsicher, wir brauchten in den neunziger Jahren auch neue Arbeitsverträge. Die wurden dann wieder geändert. Es war alles so unruhig. Ich wohnte auch in der Dienstwohnung meines Mannes. Und jedenfalls war er nie da.

Ich war irgendwie so: Du hältst erstmal fest, was du hast. Persönliches, also auch Möbel beispielsweise, wollte ich festhalten. Auch meine Ehe wollte ich eigentlich festhalten.

Irgendwann habe ich mir so gedacht, jetzt ist die Zeit, du könntest dich neu

einrichten, da oder dort einkaufen gehen. Man schaute nur. Aber du bist jetzt alleine, Du weiß nicht, was ist. Ich wusste auch noch nicht lange, dass mein Mann eine Freundin hatte, das war auch noch eine Freundin von mir früher, das war alles unwahrscheinlich verzwickt, und ich war unwahrscheinlich verzweifelt.

Dazu kam ja noch, dass die Wohnung meinem Mann gehörte, als Dienstwohnung. Ich musste auch irgendwie versuchen, dann eine eigene Wohnung zu finden. Das war ganz schwierig. Da sagte man mir, ich glaube, auf der Wohnungsgenossenschaft, ich war ganz hinten eingegliedert, nach der Nötigkeit sozusagen, dass ich selbst suchen sollte. Ich bin die Wohngegenden abgelaufen und hab die Leute gefragt: Wissen Sie ob die Wohnung frei ist? Ich kam mir vor wie im Film. Das war für mich ganz furchtbar. Dann kam noch dazu, dass meine Mutti schwer krank war, sie hatte Krebs, wurde Pflegefall. Also Unsicherheit in der Familie, der Ehe, die Wohnung und dann noch meine Mutter dazu, also es war für mich ganz schlimm. Das wurde erst besser, wo das alles geklärt war. Wo ich die Scheidung eingereicht hatte, wo ich dann Klarheit hatte. Ich bin ja auch hinterhergeschnüffelt meinem Mann, was ist hier los, ich wusste gar nichts, und irgendwie hab ich es dann mitgekriegt. Das für mich dann klar war und dann hatte ich die Scheidung eingereicht. Ich hatte gehofft, auch für meine Kinder, dass die Familie erhalten bleibt. Das ging paar Jahre hinweg, die ganzen Wendejahre. Bis ich dann sagte, nee, das ist jetzt so. Dann war meine Mutti auch gestorben und ich bin in ihre Wohnung gezogen. Ja, dann habe ich etwas Klarheit gehabt. Ich habe ja einige Jahre keine Klarheit selber gehabt, auch gesellschaftlich auch keine Klarheit: was wird mit dem Land, das war ja auch eine unklare Sache.

Erst 1995 wurde es klarer. Selbst eine Scheidung dauerte damals. Das zog sich vier Jahre hin. Ja, die ganze Gesetzgebung musste umgestellt werden von DDR-Scheidungsrecht. Dann kam das mit diesem Trennungsjahr. Das gab es, denke ich, zu DDR-Zeiten auch nicht. Dass man also das eine Jahr getrennt leben musste, mit Bett und Tisch, das man das auch nachweisen musste.

Aber diese politische Sache, diese Freiheit, die auf einmal möglich war, die spielte auch eine Rolle. Also, ich glaube, auch mein Mann, der war Mecklenburger, Angeln gehen und Natur, der war immer weg. Ja, das hat er nochmal richtig genossen, immer weg zu sein. Dann hat sich noch ein tolles neues Auto geholt. Den Lada, der hat 22.000 DDR-Mark gekostet und dann war er nichts mehr wert.

Ja, ein bisschen spielte das mit rein, es war eine private Komponente, aber auch diese Freiheit, dass mein Mann dachte, jetzt musst du ordentlich was erleben und Leben genießen oder wie auch immer.

Es gab zu viele Verlockungen durch die Wende

Bernd Scholz:

Ich bin der Meinung, es gab zu viele Verlockungen durch die Wende. Also mehr Möglichkeiten, sich anderen Partnern zuzuwenden. Also, ich kenne es aus einem Klassentreffen, was alle paar Jahre mal stattgefunden hat. Da sind schon einige, die getrennt leben da, weil sie geschieden sind. Weil auch bestimmt, sag ich mal, mehr Damen nach dem Westen gegangen sind und haben sich einen aus der Seite genommen, sag ich mal salopp. Das ist nicht generell so, aber ich habe es so kennengelernt von meinen Mitschülern von früher. Also während des Klassentreffens haben wir ja da mal gesprochen auch so. War ganz interessant. Nicht als Hauptthema, aber man hat es ja nebenbei mit gemerkt, dass da bestimmte Trennungen stattgefunden hatten.

Und der hatte da irgendwie zehn Paar Springerstiefel

Astrid Böddener:

Ich habe einen Cousin. Mit dem habe ich tatsächlich 1990 das letzte Mal gesprochen, weil der seitdem Nazi geworden ist. Wir haben sehr viel zusammen gespielt früher. Und das war für uns sehr krass, diese Wandlung. Der hatte ordentliche Eltern. Die haben dann auch ein Haus gebaut und so weiter. Und der hatte da irgendwie zehn Paar Springerstiefel. War ein Einzelkind und hat auch nie eine Familie gegründet. Und ich meine, er ist nicht im Knast gelandet oder so, aber wir haben einfach keinen Kontakt mehr. Und das, würde ich sagen, ist einfach ein echter Verlust. Der ist auch nicht zurückgekommen. Und der ist dann halt wirklich einfach, ja, hat zwei Studiengänge nicht beendet und war immer in Thüringen da in dieser Naziszene unterwegs. Aber genaues weiß ich auch nicht dazu.

Mein Freundeskreis ist auf Null runtergefahren

Ralf Kohl:

Also was ich vorhin schonmal gesagt hatte, also da ich ja wie gesagt nur Nachtschichten noch gemacht habe, und das größte Geschäft hat man natürlich Freitag und Samstag gemacht, also hat man niemanden mehr gesehen. Also mein Freundeskreis ist auf Null runtergefahren, weil ich einfach nur noch arbeiten war. Also wenn man jede Nacht, sieben Tage die Woche, zehn Stunden arbeitet, dann hat man keine Freunde mehr. Ist einfach so. Also klar, klar hat man noch Freunde, oder hat auch noch danach, sage ich mal, weil ich keine Nachtschicht mehr mache, hat man natürlich wieder angefangen, Freundschaften zu knüpfen. Das ist richtig, ja. Aber eben doch auf einem sehr geringen Niveau.

Wo Gleichaltrige aus Ost und West zusammenkamen

Beate Müller:

Ja, also schwierig war es ja nicht, wir hatten, wenn man denkt, Arbeitslosigkeit und so weiter, wir hatten angefangen, ein Haus zu bauen dann 95. Und dann gab es immer mal berufliche Umbrüche, das war schon schwierig, aber hat uns eher mehr zusammengeschweißt, auch mit den Kindern. Wir haben uns also dann gesagt, das stehen wir durch und so ist es gewesen. Das war es.

Also in den neunziger Jahren hat sich unser Freundeskreis enorm erweitert, dort. Weil wir, ich und mein Mann, viele Freunde und Bekannte hatten in Westdeutschland, vor allen Dingen auch durch kirchliche Dinge, wo Gleichaltrige aus Ost und West zusammenkamen, was ja auch eine Seltenheit war zu DDR-Zeiten. Und nun nach Maueröffnung konnten wir uns ja nun öfter sehen, also öfter hin und her mit den Freunden. Und da sind eben auch Freunde dabei oder ein Freund dabei, von Anfang an, wo wir den kennengelernt haben, bis heute haben wir mit dem Kontakt. Über all seine ganzen Probleme, die er hatte, auch in Westdeutschland, das haben wir alles mitgetragen. Also es sind viele Dinge entstanden auch mit Ost- und Westdeutschen Freunden und auch Kollegen, aber dann ist es schon jenseits der Neunziger, hat sich das dann entwickelt. Man hatte ja auch Weiterbildung, hatte Austausch. Aber für uns hat sich der Freundeskreis enorm erweitert.

Die Ersten, die uns eingeladen haben, waren die Bekannten, nicht die Verwandten

Reinhard Müller:

Also grundsätzlich hat sich seit damals an unseren Familienverhältnissen nichts geändert. Es war eine spannende Zeit, das wissen wir alle. In dem ganzen Jahr, was da so passierte mit Ungarn und so, dann kam die Maueröffnung. Das Interessante war eigentlich, dass da sofort Einladungen kamen für uns, für die ganze Familie. Die Ersten, die uns eingeladen haben, waren die Bekannten, nicht die Verwandten. Wir hatten in den letzten 2 Monaten 89 schon 3 Einladungen in die Bundesrepublik und haben dann diese Kontakte gepflegt. An dem grundsätzlichen Problem Familie, Kinder hat sich eigentlich nichts geändert hatte, auch nicht in den neunziger Jahren dann. Wir waren überrascht, wir waren gespannt. Die Hälfte wusste man schon, dass das alles etwas besser wird, haben wir geahnt und dass das für uns persönlich kein Grund war, irgendwie auszureisen in den Westen zu gehen, war auch klar. Im Bekanntenkreis waren viele, denen ging es genauso, aber Einzelne sind dann schon ausgereist oder haben sich dann getrennt. Aber das ist verhältnismäßig gering gewesen. Also grundsätzlich ging das weiter wie als wäre nichts gewesen, abgesehen von den politischen Verhältnissen.

Ihr Lieben, gibt es euch noch?

Christina Goralski:

Ich habe Verwandtschaft in der Nähe von Heilbronn und als ich so zwischen 14 und 16 war, da habe ich mich mit dem Sohn postalisch ein bisschen ausgetauscht. Und mit einem Mal hat der nicht mehr geantwortet. Und zwar haben wir das erst sehr viel später erfahren. Meine Mutter war Unterstufenlehrerin und da hat dann der Vater von ihm gesagt, also weißt du was, es wäre besser, du schreibst da jetzt nicht mehr hin, die kriegen wahrscheinlich Schwierigkeiten. Und nach der Wende kam mit einem Mal ein Foto, da war er mit seiner Frau und seinen Söhnen drauf und ein Campingwagen. Und er schrieb: ‚Ihr Lieben, gibt es euch noch?' Und daraufhin haben wir natürlich zurückgeschrieben: ‚Ja uns gibt es noch.' Und da kam eine Einladung nach Heilbronn, wir möchten doch bitte mal dahin kommen, wir möchten uns als Familie mal sehen. Das war 1991, da waren wir auch in der Arbeitssuche und in allem, und wir waren regelrecht überfordert von all den Ereignissen. Wir mit unserem Trabi nach Heilbronn, da sehen wir uns außerstande, sie möchten doch bitte herkommen. Und das haben sie auch sofort in die Tat umgesetzt. Und abends rollte der Wohnwagen ein in unsere Siedlung. Wir wohnten in so einem kleinen Einfamilienhaus und da legte der Rudi, also der Familienvater, ein Stromkabel in unser Haus, denn wir hatten ja gar nicht so viel Übernachtungsmöglichkeit, und sagte, die Söhne und die Tochter schlafen im Wohnwagen. Daraufhin kam unser Nachbar und sah den Wohnwagen, der erste in unserer Siedlung, und sagte, ‚na hier ist wohl der Wohlstand ausgebrochen'. So, und das war eine Begegnung, wir haben uns sofort verstanden. Es war ein so harmonisches, es war kein Wiedersehen, wir haben uns ja zum ersten Mal gesehen, und haben dann später noch sehr, sehr, sehr viele Urlaube verbracht.

Durch Engagement hat man viele Leute kennengelernt

Bernd Scholz:

Was ich sagen wollte, ist, dass man durch Engagement, wenn man die Möglichkeiten hatte dann in bestimmte Organisationen einzutreten, also mitzumachen, was vor 90 ja nicht möglich war, viele Leute kennengelernt hat. Ich hatte 90 zum Beispiel mit einigen anderen Leipziger Bürgern die erste Gruppe von Amnesty International in Leipzig gegründet. Und da hat man neue Freunde, wenn ich es so nennen kann, kennengelernt oder in anderen Organisationen, wo es um Naturschutz ging oder Ähnliches. Also insgesamt hat man mehr andere Leute und auch nicht nur Ostdeutsche kennengelernt, wenn man sich engagiert hat. Und man hat dann auch Erfahrungen gesammelt, wie es zum Beispiel im westlichen Deutschland gewesen ist und gehandhabt worden ist, wenn es

drum ging, bestimmte Sachen durchzusetzen. Also auch Finanzbeschaffung, was bei uns ja auch noch nicht so bekannt war, wann man auf andere Menschen zugehen müsste, auch jetzt, um Spenden zu erreichen, wovon sich ja die Organisationen zum Großteil finanziert haben. Und andere Möglichkeiten, also. Zu gewissen Zeiten ist mein Freundeskreis dann also dadurch eher gewachsen.

Das war eine Gastfreundschaft, wie ich sie aus Westdeutschland nicht kannte

Wolfgang Hoffmann:

Ich bin in Köln aufgewachsen und geboren. Die Mauer war gerade gefallen, als wir abends am Rhein zusammen spazieren gingen und ich traf da jemanden aus Ostdeutschland, der sich mit mir unterhalten wollte. Und der sagte, du bist der erste Westdeutsche, mit dem ich mich unterhalten kann. Hier Im Zug, die Leute sitzen alle alleine da, das gibt es bei uns nicht, da sitzt man zusammen in den Abteilen. Und dann haben wir uns bis nachts um 2, halb 3 in seinem Hotelzimmer unterhalten. Und dann sind wir Freunde geworden, wir hatten Briefwechsel und er hat mich dann auch mal zu sich nach Hause eingeladen zu seiner Familie, obwohl er schon seinen Job verloren hatte. Er war Ingenieur für Nähmaschinen und seine Frau hatte noch so einen Halbtags-Job und ihre zwei Kinder. Das war eine Gastfreundschaft, wie ich sie aus Westdeutschland nicht kannte. Die haben mir nicht erlaubt, irgendwas zu bezahlen, das ist bei mir so stark hängen geblieben. Und ich bin dann 93 für 27 Jahre nach Großbritannien gegangen, bin also jetzt knapp drei Jahre wieder in Deutschland und habe mir Leipzig ausgesucht. Mir ist heute klar geworden, dass dieses Erlebnis doch sehr nachgewirkt hat. Ich hatte auch eine sehr interessante Leipzigerin kennengelernt in Cambridge in England und habe mir gesagt, jetzt guckst du dir mal Leipzig an, wenn die Leute alle so nett da sind. Und ich kam im Oktober 2019 hierher zu Besuch und habe mich sofort hier zu Hause gefühlt, habe eine schöne Wohnung gefunden und bin dahin gezogen.

Ich finde es unheimlich angenehm und bereichernd, weil wir immer wieder Geschichten finden und Anknüpfungspunkte

Sylke Nissen:

Was ich noch ergänzen wollte, aus der umgekehrten Sicht, dass wir sehr gute Freunde gewonnen haben, die hier aus Leipzig sind. Und das lag daran, dass wir Kinder im selben Alter hatten, also über die Schulen, über die Elternarbeit und sowas alles, haben sich Kontakte ergeben, die jetzt, nachdem die Kinder schon über

zehn Jahre aus der Schule raus sind, immer noch halten und wir fahren gemeinsam weg und treffen uns häufig. Und ich finde es unheimlich angenehm und bereichernd, weil wir immer wieder Geschichten finden und Anknüpfungspunkte, um Sachen zu diskutieren, die man aus unterschiedlicher Position sieht und trotzdem auf den gleichen Nenner kommt. Das gefällt mir sehr gut.

Wir sind mit meinem Trabant nach Paris gefahren

Reise- und Abenteuerlust zu Beginn der Neunziger

Es gab Erlebnisse in den 1990er Jahren, die für die Ostdeutschen durchweg positiv besetzt waren und bei denen die Augen leuchteten, wenn darüber erzählt wurde – die Reiseerlebnisse. Allein in den ersten sechs Wochen nach dem Mauerfall, vom 09. November bis Silvester 1989 machten 8,8 Prozent der Ostdeutschen eine längere Urlaubsreise, 26,6 Prozent eine Kurzreise und 82,5 Prozent einen Tagesausflug in den Westen (siehe Claudia Kaiser (2007): Tourismusentwicklung in Ostdeutschland, S. 116) Praktisch alle Ostdeutschen gingen damals auf Westreise. Schon zu DDR-Zeiten reisten die Leute gern, aber in die große weite Welt hinauszufahren, blieb den meisten versagt. Das wurde in den 1990er Jahren alles nachgeholt. Trotz oft knapper Kassen, trotz Arbeitslosigkeit, oder gerade intensivster Arbeitsbelastungen, das Glück des Reisens genossen alle. Und besonders an die erste Reise in den Westen erinnerten sich die Leipziger Erzählerinnen und Erzähler.

Das Traumziel für viele hieß damals nicht München oder Hamburg. Es hieß Paris. Und so beginnen die Reiseberichte über die erste Westreise auch mit dem Abschnitt: **Wir sind nach Paris gefahren mit meinem Trabant**.

Die Erfahrungen des Reisens, das kann man aus den Berichten herauslesen, waren prägend für die Leipziger. Sogar so etwas wie eine eigene Philosophie des Reisens entwickelten sie. Frau Peter fasst das in dem Satz zusammen: **Für mich war das Reisen ganz entscheidend für mein Wohlbefinden**.

Wir sind mit meinem Trabant nach Paris gefahren

Günter Joachimi:

Ich habe schon zu DDR-Zeiten gesagt, hier muss ich wohl erstmal Bürgermeister werden oder was, dass ich mal ins kapitalistische Ausland fahren kann. Und ich sage, die erste Reise ist Paris. Und so habe ich es auch gemacht. Wo wir fahren konnten, habe ich zur Frau gesagt, pack das Auto

SNH 2-60

und es geht ab. Wir sind nach Paris gefahren mit meinem Trabant. Und da mussten wir ja nach Paris reinfahren, und da haben wir den ersten Vergnügungspark gesehen. Also die Achterbahn, also das ist ja nicht so wie hier, die Achterbahn, alles war viel größer. Wir sind in der Nacht nach Paris reingefahren, da waren wir ungefähr so um elf oder halb zwölf drin. Und ich glaube, um zwölf, oder um eins wird das Licht ausgemacht. Ich weiß nicht, wie es jetzt ist, jetzt machen sie es vielleicht eher aus. Mich hat nie sowas wie Kleinmesse oder so interessiert. Aber das war was anderes. Und als wir dort reingefahren sind, haben wir es mitgenommen.

Ins Moulin Rouge haben wir es nicht geschafft. Ich hatte so hier so die Zeitung, die NBI (Neue Berliner Illustrierte), und da waren die ganzen Dinge drin, was man so abgehen kann. Das haben wir alles gemacht.

Eigentlich hätten wir noch ein Visum haben müssen. Ich hatte ja nicht einmal ein Visum. Da bin ich in Saarbrücken an die Grenze gegangen, und aus dem Trabant ausgestiegen. Ich bin an die Grenze, aber da war keiner. Und noch ein Stückchen weiter, da war auch keiner. Da bin ich wieder eingestiegen und drüber wie nix. Aber rückzu sind wir dann nach Luxemburg und da hatte ich keinen Stempel, und da musste ich wieder nach Frankreich zurück laufen über die Grenze und da mussten wir uns erst einen Stempel abholen. Das war meiner Ansicht nach Schikane. Ich musste ja, glaube ich, einen Kilometer, einen Kilometer bin ich gelaufen.

Wir haben einmal in Goch übernachtet, das ist an der holländischen Grenze, da haben sie mein Auto ausgeraubt. Die Koffer, der Fotoapparat, alles weg gewesen. Wenigstens die alten Sachen haben wir wiedergefunden, das neue Zeug war weg. Dann haben sie die Spiegel abgetreten, das waren, ich sage mal, das waren Auswanderer, die in die Bundesrepublik gegangen sind. Die haben gewusst, wie man einen Trabant aufmacht: Zack und hoch mit einem Hebel und dann die Spiegel abgetreten. Aber ich hatte alles mit, Gott sei Dank. Ich hatte einen Spiegel mit, und da habe ich den drangemacht dann wieder. Die Scheibenwischer hatte ich auch mit, waren auch abgebrochen. Und da haben die auch gesagt, meine Verwandten da, ich kann doch jetzt nicht nach Paris weiterfahren. Ich sage, wieso kann ich nicht nach Paris fahren, die Räder sind dran, Lenkrad ist dran, alles ist dran, ab gehts.

◀ **Günter Joachimis Trabant vor dem Eiffelturm**

Drei Tage Paris für 99,– DM pro Person

Wolfgang Schumann:

Ich hatte an der Oberschule Französisch gelernt, schrieb über viele Jahre mit einem sportbegeisterten Franzosen und zu Hause unterhielten sich meine Frau und ich ab und zu mal über einen Wunsch: Die Rei-

se zur Silberhochzeit (1993) machen wir nach Paris, zu DDR-Zeiten eine Illusion.

Dann kam 1989 der Mauerfall und es gab 100,- DM „Begrüßungsgeld" für jeden. Wir fuhren im Dezember nach Thale zu Verwandten und von dort nach Goslar zum Empfang der 200,- DM. Was sollte man dafür kaufen? Also nicht ausgeben, wir brauchten ja nichts. Dann gab es eine Annonce in der LVZ: Drei Tage Paris für 99,- DM pro Person. Wir stellten uns an und bekamen die Reise vom 5.4. bis 8.4.1990 mit dem Bus. Donnerstagabend 23 Uhr ging es in Leipzig los, in Gießen war der erste Halt und im Morgengrauen waren wir in Paris.

Der Bus parkte unterhalb von Sacre Coeur, der Ausblick von dort über die Stadt unserer Träume war phantastisch. Anschließend gab es die Stadtrundfahrt über die Champs Elysées zum Arc de Triomphe und zu Notre Dame. Am Nachmittag waren wir dann in unserem Hotel, das auf einer Insel in der Seine gelegen war. Am nächsten Tag fuhren wir nach Versailles und erlebten Einiges, nur kaufen konnten wir nichts, die 100,– DM waren alle, DDR-Mark konnten nicht getauscht werden. Aber die Freude über die vielen Sehenswürdigkeiten, die man uns zeigte, überwog natürlich. Die Rückfahrt erfolgte dann am Sonntag, den 8. April, mit Hindernissen. Auf der Autobahn ging der Bus kaputt, es dauerte, bis der Ersatzbus da war, aber das störte uns alles nicht. Am Montag gab es natürlich viel zu erzählen auf der Arbeit, aber diese schöne Reise haben wir nicht vergessen.

Zweimal zog es uns wieder nach Paris, die Enkeltöchter bekommen diese Reise zu ihrem 10. Geburtstag geschenkt. Da gab es dann auch einen Besuch im Disneyland, auf dem Eiffelturm und dem Friedhof Pere Lachaise. Diesmal hatten wir die DM in Franc umgetauscht.

Ein Riesenerlebnis, dieses Disneyland Paris

Ralf Kohl:

Zu Paris, da kann ich gleich noch was dazu sagen. Radio Leipzig war es, glaube ich, damals, die haben da mal so eine Fahrt gemacht ins Disneyland Paris. Da konnte man sich bewerben, und habe ich, ich will nicht wissen, wie oft ich da angerufen habe, um dann dort einen Platz zu kriegen. Und da sind die dann wirklich nach Disneyland Paris gefahren und haben gesagt, Sie und Ihre Kinder, ich habe zu dem damaligen Zeitpunkt eine Freundin gehabt, die hatte vier Kinder. Und dann habe ich gesagt, mit allen Kindern? Ja, mit allen Kindern. Sag ich okay, also wir sind zwei Erwachsene und vier Kinder. Ah, nein, wir haben nur zwei Kinder eingeplant. Sag ich, ja, aber Sie haben gesagt, alle Kinder, also vier Kinder. Also am Ende mussten wirklich die zwei Kleinen hierbleiben, was natürlich ärgerlich war. Die Mutter hat zwar versprochen, mit den Kindern nochmal hinzufahren mit den Kleinen, was sie nie geschafft hat in ihrem Leben bis jetzt nicht. Ja, also das war trotzdem natürlich ein

Riesenerlebnis, weil die noch nie draußen waren, war das für sie ein Riesenerlebnis, dieses Disneyland Paris dort zu erleben.

Meine erste Reise, mit dem DDR-Personalausweis noch

Stephanie Halisch:

Ich hab noch eine Erzählung. Also ich bin im Gewandhauschor gewesen und wir hatten Besuch vom holländischen Männerchor, und die hatten ihre Ehepartner mit und haben bei uns zu Hause geschlafen. Also ich meine jetzt privat. Ja, und dann haben die gesagt, dann besucht uns doch mal privat in Holland. Da haben wir gesagt ha, ha, ha. Aber auf einmal war die Wende da und da hab ich gedacht, die haben ja gesagt, wir sollen mal hinkommen. Und dann hab ich geguckt, wann so ein Zug fährt, hab ich mir ne Fahrkarte geholt, habe mich reingesetzt und bin losgefahren. Und auf einmal kam die Kontrolle, Ausweis-Kontrolle. Ich hatte meinen DDR-Ausweis noch. Die haben sich halb totgelacht. Die haben gesagt, eh komm mal her, zu ihrem Kollegen, he, komm mal, der Ausweis, was ist das denn? Und oh, die fährt mit diesem Ausweis jetzt los. Und dann bin ich durchgelassen worden und dann habe ich denen das dort erzählt. Die haben sich halb totgelacht, dass ich das so geschafft habe und auch wieder zurück. So habe ich also meine erste Reise gemacht. Ja, das muss 1989 gewesen sein, mit dem DDR-Personalausweis noch.

Auf der Insel Borkum mal eine Woche verbringen

Renate Schmidt-Renner:

Ich glaube, Helmut Kohl muss das veranlasst haben, dass eine Gruppe von Kindern, also ein Bus voller Kinder, nach Borkum reisen durfte. Das stand in der Zeitung und ich habe mich gemeldet. Man suchte noch Betreuer für die Kinder. Ich war selbst noch nie in Westdeutschland gewesen und habe damals noch paar Studientage gehabt. Jedenfalls dachte ich, oh, ja, Kinder betreuen, alles prima, das habe ich früher schon gemacht in Kinderferienlagern. Jedenfalls hatte ich das Glück, mich da melden zu können und durfte mit meinem einen Sohn dahinfahren. Die Kinder durften praktisch auf der Insel Borkum mal eine Woche verbringen, das lief unter der Schirmherrschaft von Helmut Kohl, weil, das muss ja Wahlkampf gewesen sein. Auf Borkum war dort eine christliche Einrichtung, wo dann diese Kinder und Jugendlichen untergebracht waren. Das war im Februar 1990. Es gab noch kein Westgeld. Wir kriegten dann so ein paar Kleinigkeiten also alle, so die Kinder und so weiter. Ich als Betreuerin hatte dort natürlich auch tolle Erlebnisse. Die Kinder, viele von klein bis Schulalter, alles, auch größere Kinder waren dort in Gruppen bis zu 10 Personen. Wir hatten also, wie gesagt, kein Geld. Es bekam jeder, jedes Kind, 10 Mark, die sie dort ausgeben konnten. Ja, da gab es natürlich Kinder, die dort in die Geschäfte kamen

und dann das erste Mal das Angebot im Westen sahen. Die haben dann einfach mal was mitgehen lassen. Da haben wir natürlich als Betreuungspersonal große Probleme gehabt. Wir mussten die Kinder dann aufklären und mit denen ins Gericht gehen. Und ein Kind musste auch nach Hause fahren, das musste dann wieder abgeholt werden. Jedenfalls hat man dort mit den Kindern sehr viel unternommen. Wir sind Katamaran gefahren und in die Schulen gegangen, wir haben Diskothek gemacht für die Kinder. Also die haben uns wirklich was geboten. Also für mich war das eine schöne Sache, weil ich mit den Kindern an der Nordsee sein konnte. Also es war eine tolle Sache, auch wenn es im Winter war. Aber dadurch entstand dann auch ein Kontakt zu einer Person, zu einem Lehrer von dort, der bis heute noch Bestand hat.

Einen Tag in einer Familie in Borkum

Ricarda Stöckel:

Also wie jetzt die Rede auf diese Borkum-Reise kam, also da muss ich jetzt doch mal was anfügen. Es ist nämlich mein Sohn mit dabei gewesen. Er hatte sehr viel mit Erkältungskrankheiten zu tun, und als ich das dann in der Zeitung las dieses Angebot, da habe ich gedacht, Mensch, das ist ja ganz toll, an die Nordsee und so. Habe ihn gefragt, ob er das will und dann sind wir dahingefahren, haben gedacht, gut, da melden wir uns an. Und da stand die ganze Straße voll mit Menschen vor der LVZ. Und da muss ich sagen, da habe ich Panik und Angst gehabt und habe gesagt, wir gehen wieder, weil ich das Gefühl hatte, die Leute zerquetschen einen. Ich bin nun schon nicht die Größte, mein Sohn war damals auch noch nicht so groß. Wir steckten da in diesen Menschenmassen, sind dann irgendwo getrennt worden, und dann wollte ich eigentlich nur noch mein Kind wiederfinden. Dann habe ich mich gar nicht mehr für die Reise interessiert. Und da hat er es aber irgendwie geschafft gehabt, da durch zu kommen und hatte sich dort schon gemeldet. Und da hat er das tatsächlich auch mitmachen können. Also es hat ja garantiert nicht jeder diese Reise gekriegt. Und da muss ich sagen, ihm hat die Reise sehr gut gefallen, der hat sehr gute Erfahrungen gemacht. Da gab es wohl auch mindestens einen Tag, wo er in einer Familie in Borkum war. Und das war dort ein Polizist von der Insel und eine Physiotherapeutin, die hatten auch ein Kind. Und diese Familie, hat uns dann relativ kurz danach noch in dieser ganzen Wendezeit in Leipzig besucht und die haben sich wirklich interessiert und gefragt, was hat sich denn da abgespielt. Und die fanden das ganz toll, was wir in Leipzig sozusagen bewerkstelligt haben. Das war schon eine interessante Erfahrung. Die haben uns dann auch später eingeladen nach Borkum, aber da muss ich sagen, waren wir enttäuscht, weil das alles zubetoniert war. Da haben wir gesagt, dieser ganze Ort, die ganzen Vorgärten, also

man hat fast nur Steine gesehen. Und da haben wir gesagt, ach nein, unsere Ostsee ist dann doch schöner. Aber die Begegnung mit den Menschen, also das war schon mal was Besonderes.

Ich habe zu DDR-Zeiten immer die herrlichsten Ansichtskarten aus Italien bekommen

Brigitte Ellen-Werner:

Und zwar muss ich nochmal die Brücke schlagen in die 80er Jahre. Es gab ja zu DDR-Zeiten auch viele Kleinbetriebe, die bis 15 Personen hatten, also die nicht verstaatlicht worden sind 1972. Und da gab es ja diese OGOs, Ortsgewerkschaftsorganisationen, wo natürlich viele Veranstaltungen gewesen sind. Zu jedem Anlass, ob 1. Mai, Frauentag – wirklich zu jedem Anlass der sich geboten hat, war eine Veranstaltung. Und das waren dann ungefähr immer 160, ja 140 bis 160 Personen und die kannten sich dann auch untereinander. Da wurden auch Fahrten gemacht, Tagesausfahrten – es war wirklich sehr schön. Und zum Schluss, wo es auf die Wende zuging, war das 1988, da hat der Vorsitzende der Ortsgewerkschaftsorganisation gesagt: „Wir werden uns alle wundern, so kommen wir bestimmt nicht wieder zusammen." Wo er natürlich völlig recht hatte. Die Wende kam, da fiel alles auseinander. Viele kleine Betriebe sind ja dann pleite gegangen, manche wurden arbeitslos. Jeder hat sich ja erstmal Anfang der neunziger Jahre umorientiert, erstmal um jetzt zu wissen, wie sein Leben weitergeht, jetzt arbeitsmäßig. Und dann natürlich fing es auch an in den neunziger Jahren, wir auch, wir sind als erstes nach Italien gefahren. Das war schon immer mein Wunsch, weil meine Tante seit 1954 in München gewohnt hat und ich da immer die herrlichsten Ansichtskarten zu DDR-Zeiten aus Italien bekommen habe. Also war unsere erste Reise nach Italien und es hat uns da so gut gefallen, wie es auch auf den Ansichtskarten gewesen ist. Bis auf einmal in Venedig, da haben wir totalen Regen gehabt. Wir sind von dem Schiff nach Venedig rein in die Stadt. Es hat gegossen, wir waren klitschnass, wir haben eigentlich von der Stadt überhaupt nichts gesehen. Nur in diese Kirche rein, um uns zu trocknen, wieder zurück und in den Bus. Also das war ein Reinfall. Aber sonst hat sich das dann völlig verändert, ja. Denn über diese Ortsgewerkschaftsgruppen zu DDR-Zeiten gab es ja auch Urlaubsplätze. Dadurch, dass mein Mann in der Leitung gewesen ist, war das natürlich schön. Wir hatten jedes Jahr einen Urlaubsplatz gehabt. Nicht hier mal an der Ostsee, sondern auch mal an der Mecklenburger Seenplatte. Aber es war eben dieser FDGB, mit dieser Anstellerei nach dem Essen dann und immer in der Reihe stehen, das war natürlich nicht so angenehm wie es dann später in den Urlauben gewesen ist, wo man nur an das kalte Buffet geht und sich bedient.

Kölner Karneval: Dann kommt doch einfach mal. Das haben wir gemacht.

Klaus Peter:

Wir haben Urlaub gemacht im Harz Anfang der neunziger Jahre. Da kamen wir in eine sehr gesellige Runde und stellten fest, es sind alles Leute aus dem Kölner Raum. Es war sehr gesellig, wir wurden sofort mit eingeladen. In dieser Runde äußerte ich, dass mich sehr interessieren würde, am Kölner Karneval mal teilzunehmen. Haben sie gesagt, dann kommt doch einfach mal. Das haben wir gemacht. Wir sind ein Jahr später zum Karneval nicht nach Köln, sondern Bergisch-Gladbach gefahren. GPS gab es zu dem Zeitpunkt nicht, sondern mit Karte und wir mussten dann, als wir in den Ort reingefahren sind, erstmal fragen, wo die Straße denn sei. Und der Herr, den wir fragten, schaute auf unser Auto und auf das Nummernschild und sagte L, was ist denn L? Und daraufhin sagte ich, das ist Leipzig. Und dann fiel ihm das Gesicht ein bisschen auseinander. Dann erzählte meine Frau, dass sie ein Vierteljahr in Köln gearbeitet hat, da hellte sich sein Gesicht ein bisschen auf. Er fragte, wo wir hinfahren mussten. Wir sind zu der Familie gefahren, zu der hat sich dann eine lange Freundschaft entwickelt.

Und als wir ankamen, hat sie dann gesagt, wir sagen euch das gleich am Anfang: Wir haben im Freundeskreis gesagt, dass wir Leipziger eingeladen haben zum Karneval. Es gab einige, die haben gesagt, muss das denn sein? Wir waren dann zum Karneval unterwegs und meine Frau ist da auch sehr gesellig gewesen, ist in einem Frauenkreis gleich aufgenommen worden. Und wir sind dann auch zu privaten Karnevalsfeiern abends eingeladen worden. Und da merkten wir schon, wie wir beäugt worden sind. Können die denn mit Messer und Gabel essen? Können die lustig sein? Können die tanzen? Nachdem wir alles gezeigt hatten, was wir konnten, wurden wir eigentlich in dem ganzen Kreis aufgenommen, hatten dann einen sehr, sehr großen Bekanntenkreis, der sich dadurch entwickelt hat. Und wir sind jedes Jahr nach Bergisch-Gladbach gefahren und haben dort den Karneval genossen.

Kölner Karneval: Da stand so ein junger, gutaussehender Polizist und da war er dran

Eva Peter:

Und es wurde dann mal gesagt, wer ist denn die Schlimmste hier bei uns in der Runde? Und das war ich. Und wer hat zur Weiberfastnacht schon mal einem Polizisten gebützt? Ich. Gebützt heißt geküsst, der musste durchhalten bei der Weiberfastnacht. Da stand so ein junger, gutaussehender Polizist und da war er dran.

Es fährt ein Sonderzug in die Partnerstadt Hannover am dritten Advent

Christine Goralski:

Es war so, im Dezember 89 war auf einmal ein Aufruf, es fährt ein Sonderzug in die Partnerstadt Hannover am dritten Advent und wir sind Mitglied der Gedächtniskirche Leipzig Schönefeld und mein Mann hat eines Tages dort ein DIN-A4-Blatt gesehen und da hieß es, die Kirche bekommt auch einen Wagen und wer mit möchte, der kann sich melden. Wir haben uns da keine große Chance ausgerechnet, aber er hat uns und die Mädels, zwei Mädchen, mit eingetragen. Es war gedacht, dass da verschiedene Vereine fahren, in die Partnerstadt, aber wir hatten ja nicht so viele Vereine und trotzdem war der Zug voll und es wurde als letzter Wagen der Kirchenwagen hinten drangehangen. Die Abfahrt war früh um sechs und ich war total aufgeregt, ich war noch nicht im Westen und gespannt, was uns erwartet. Ja und wir würden privat untergebracht, hieß es. Gut. Da kamen wir dreiviertel sechs auf den Bahnhof, Totenstille, der Zug war gesäumt von Polizeiketten, kann man da schon sagen. Die bildeten so einen Gang und wir mussten zwischen den Polizisten durch. Denn wer keine Karten hatte, der durfte nicht durch. So, wir kamen in den Zug. Wir hatten nun Verpflegung und alles mitgenommen, wie man das als DDR-Bürger macht, was zu trinken und Schnitten gemacht und so. Die Mädchen waren zehn und vierzehn. Und wir kommen in den Zug rein, hundekalt, hundekalt! Und das waren ja noch kalte Winter, also haben wir uns gar nicht ausgezogen. Dann sind wir bis zur Grenze gefahren, und da galt ja noch der alte Fahrplan, da haben wir also die ganze Zeit dort gestanden. Die Polizisten kamen durch, haben uns kontrolliert in der Sprache wie sie es immer gemacht haben. Über eine Stunde oder so haben wir dort gestanden und haben noch die Hundeketten und alles noch genau so gesehen wie es an der Grenze war. Vier Stunden waren wir, glaube ich, unterwegs und kamen dann an der Technischen Messe von Hannover an und steigen aus dem Zug, da empfängt uns eine Blaskapelle und die Menschenmassen strömten alle aus dem Zug und wir da mittendrin. Das war also so eine Begrüßung wie wir es überhaupt nicht erwartet haben. Und da kam eine Frau auf uns zu und sagte: Oh, Sie hier mit der bunten Mütze, Sie haben zwei Töchter, Sie können bei uns wohnen. Und ich sagte: Moment mal, das ist doch bestimmt alles organisiert, wir können jetzt nicht einfach mit Ihnen mitgehen. Und da gehen wir in diese Messehalle rein, da waren überall Tische mit Adventsgestecken und mit Bananen und mit Orangen, da merkte ich auf einmal, oh Gott, deine Migräne geht los. Ich war so überwältigt von diesen Eindrücken, weil, in öffentlichen Gebäuden wurde ja bei uns zu Weihnachten nicht gedeckt. Ich war so beeindruckt und dazu war es ja auch noch warm in der Halle. Ich hatte ja nun gefroren vier Stunden lang

und da habe ich nur zu meinem Mann gesagt: Kümmere dich um die Kinder. Und ich erstmal auf die Toilette. Als ich wieder zurückkam, stand an dem Tisch ein Herr mit dem Namensschild Goralski und sagt: Ja also, bei mir können Sie wohnen. Meine Frau ist zu Hause, die macht das Mittagessen und Sie können bei uns wohnen. Da kam mit einmal die Frau wieder und sagte: Nee, nee, die zwei Töchter, die möchten unbedingt mitkommen. Ich habe auch eine Tochter, die können mal mit meiner Urte spielen. Ich sagte: Ja wo ist denn Ihre Urte? Die liegt noch im Bett Und ich dachte: Was? Mittag um zwölf, da schläft die noch? Das waren ja für uns völlig ungewohnt. Aber ich war so benebelt von der Migräne, ich konnte gar nicht richtig denken. Und jetzt erzähle ich was, wo Sie denken ‚na was haben Sie denn gemacht, Sie sind wohl nicht ganz richtig im Kopf, aber es war so. Wir waren so etwas von naiv und ich war nun auch noch durch die Migräne benebelt. Na jedenfalls sagte dann die Frau als Vorschlag: Ach wissen Sie was, da können doch die Kinder mit zu uns kommen und Sie gehen eben mit zu denen, wo Sie angemeldet sind. Da gucke ich nun den Mann an, ein sehr intelligenter Mann wie sich später herausstellte und sagte: Na was sagen Sie denn dazu? Ich war total überfordert. Na ja', sagte er, dann gehen eben die Mädels dort mit hin und Sie schlafen bei uns. Da haben wir dann die Telefonnummern ausgetauscht und da sind die Mädels mit dieser Frau mit. Aus heutiger Sicht, mit unseren Erfahrungen heute war das unmöglich, unmöglich! Jedenfalls sind wir mit dem Mann im Auto durch die Stadt gefahren und da war auf einmal so ein Bahlsen-Stand. Hannover hatte ja die Bahlsen-Kekse. Und da sagte ich so von hinten: Oh, so ein paar Bahlsen-Kekse würde ich gerne mitnehmen. Meine Mutter isst sie doch so gerne, Prompt wurde gehalten. Er sagte: Gehen Sie raus, die Partnerstadt Hannover gibt Bahlsen-Kekse aus. Da sind wir nun nach Hause gefahren, zu den Leuten, die Frau hatte einen Auflauf gemacht, hatte Mittag gemacht. Ich sagte: Ich bin unfähig hier was zu essen, ich muss mich erst mal langlegen, ich muss erst mal zu mir kommen. Jedenfalls haben wir am nächsten Tag bei den Mädchen nochmal angerufen. Alles in Ordnung. Da frage ich die Mädchen: Na was macht ihr denn? Ich dachte, sie gehen mal in die Stadt oder besichtigen was. Ach nee, wir gucken Fernsehen. Ich dachte, das kann doch wohl nicht wahr sein, sind sie den ersten Tag im Westen, sie müssen sich doch was angucken, sie müssen sich doch für etwas interessieren, die Leute müssen denen doch was zeigen. Nein, sie guckten Fernsehen. Aber dennoch verlief das Wochenende sehr harmonisch. Am Sonntagabend traf sich zur Zugabfahrt nun die ganze Menschenmasse aus Leipzig und all die Gastgeber mit. Also der Bahnhof war voller Menschen. Die Leipziger stiegen ein und da hat sich bei uns im Nebenabteil eine richtig süße Geschichte zugetragen. Und zwar hatte sich ein Hannover-Junge in ein Leipzig-Mädchen verliebt. Und er hielt ihr den Schal rein und sie hielt den Schal und der Zug fuhr ab, und er lief mit

dem Schal immer noch mit. Also es war so was von rührend, es hat uns fast zu Tränen gerührt. Und diese Bekanntschaft zu beiden Familien ist erhalten geblieben, zu der einen; die anderen sind verstorben, sie waren etwas älter, aber zu der einen haben wir heute noch Kontakt.

Eine Karte mit Absender am Luftballon

Harald Sieber:

Ende der 70er Jahre waren wir im Herbst in Thüringen im Urlaub. Meine Frau schleppte unsere Jacken und ich beschmiss mich mit meinem Sohn mit Tannenzapfen. Plötzlich lag da eine kleine Karte, wie ich es sonst von der Armee her kannte, es war Material, wo die Schrift darauf nicht verwischte. Es war darauf die Anschrift von Mainz, man feierte dort Erntedankfest und ich denke, man hatte die Karte mit den Absendern an Luftballons aufsteigen lassen. Und dann finde ich sie in Thüringen! Die Schrift sah aus wie von Kinderhand. Ich habe dann ein paar Wochen überlegt und dann habe ich meinem achtjährigen Sohn einen Text gegeben und er schrieb einen Text nach Mainz. Er bekam dann eine Antwort, die Schrift war schon etwas ausgereifter als bei ihm. Es war ein Mädchen, etwas älter als er. Ende der 80er haben wir sie eingeladen zu uns. Es klappte alles und sie kam. Wir sind dann mit dem Auto durch Sachsen gefahren, Moritzburg, Meißen, Schwarztal und haben ihr Leipzig gezeigt. Sie fand das alles sehr spannend hier. Als sie wieder weg war, kam doch mein Sohn auf die Idee, ich fahre zu der Einladung nach Mainz. Als er wieder aus dem Rathaus kam, hing der Haussegen schief. Wie sollte ich ihm erklären, dass es nicht ging, denn es war noch zu DDR-Zeiten. Nach der Öffnung der Mauer war er sofort in Mainz. Auch wir erhielten eine Einladung und haben uns auf den Weg gemacht. Doch dann kam der Umtausch mit dem Geld, genau zu meinem angesteuerten Termin. Wir mussten unser Ostgeld abgeben und das Westgeld hatten wir noch nicht. Wir nahmen unsere 100 Westmark, borgten uns noch etwas und fuhren zu zweit mit unserem Wartburg gen Westen, nach Mainz. Sie zeigten uns Mainz und unser „Quartiermeister" fuhr dann mit seinem Auto und uns durch die Gegend, bis zu den Römern am Limes und deren Befestigungen. Da waren wir beeindruckt, wir bei den Römern.

Heute schreiben wir „Alten" uns noch immer, die damals „Jungen" hatten noch alles vor sich und große Ziele. Wir wohnen noch an unserem alten Standort und wenn auch alles etwas langsamer geht, am Jahresende schreiben wir uns. So spielt das Leben.

Für mich war da das Reisen ganz entscheidend für mein Wohlbefinden

Eva Peter:

Also für mich war eins 1990 wichtig: Reisen, Reisen, Reisen. Die Welt entdecken. Ich hatte bei der Ausstellung „Schönste Bücher der Welt" mal drei Bände über Norwegen gesehen. Und ich habe gesagt, ich fahre jetzt in kein Land mehr zweimal. Ich glaube, in Norwegen war ich jetzt schon fünf Mal. Also Reisen, Reisen, Reisen. Menschen und Kulturen kennenlernen, die Länder kennenlernen, keine 5-Sterne-Hotels. Das ist in Erfüllung gegangen. Ich bin in den 80er Jahren viel mit meinem Partner damals bis nach Bulgarien mit dem Auto gefahren. Spartanisch. Gezeltet. Nur Büchsenkost. Welt entdecken – das waren für mich die ersten Reisen. Paris. Königssee. Rom. Also das war für mich ... Boah! Oder das erste Mal Norwegen, Skandinavien. Das war für mich eigentlich das Schönste in dieser Zeit. Irland. Reisen – das war für mich der absolute Gewinn in den neunziger Jahren. Neben dem beruflichen Niedergang, weil mein Abschluss nicht anerkannt wurde und was ich dann für ein Arbeitsfeld erlebt habe: Dieser herabmindernde menschliche Umgang und so weiter was wir da so erlebt haben. Für mich war da das Reisen ganz entscheidend für mein Wohlbefinden.

Du hattest dein Visum

Siegrid Kuegler:

Die erste große Busreise ging nach, ich weiß nicht, ob das auch Paris war oder Rom. Erstmal so die größeren Hauptstädte und dann in die Welt raus. Also nach Indien, Südafrika, Ägypten mehrmals. Das war eigentlich das Schönste und Beste, dass man sich bewegen konnte, wohin man wollte.

Du hast dein Visum oder was du brauchst, hattest du alles da drin im Koffer. Wenn man in die Welt rausgeht, das wusste man ja, wo man sich drauf eingelassen hat. Dass es in Indien oder so, eben auch arme Menschen gibt, die einen viel niedrigen Lebensstandard haben, das musste man akzeptieren.

Das war auch so ein bisschen ein Ausbruch natürlich

Jörg Kerstan:

Ich habe so 91, 92 das Laufen angefangen. Schon als Kind bin ich immer wahnsinnig gerne gelaufen und bin dann zum Ausdauersport gekommen. Hab also dann Marathon-Laufen angefangen, 1992 in Leipzig und beim Frankfurt-Marathon. Und ja dann im zweiten Jahr bin ich gleich sechs Marathons am Stück gelaufen. Und war auch recht gut gewesen. Das war was für mich, das war auch so ein bisschen

ein Ausbruch natürlich. Und damit hab ich natürlich auch Deutschland, Europa und die Welt sehen können, was natürlich sehr, sehr prägt. Also Erlebnisse zu haben in der Läuferwelt selbst und darüber hinaus, die Kultur auch woanders kennen zu lernen. Aber was mich geprägt hat, das war in Hamburg an der Alster, wie die dort trainiert haben. Hamburg war eine meiner Städte, die ich gleich entdeckt habe. Aber hängt mit meiner Nord-Familie zusammen. Bruder und Kinder und alles leben dort. Und da habe ich dann eigentlich gedacht: Das musst du machen! Also das war dann für mich so extrem wichtig. Und Hamburg war dann auch mein erfolgreichster Marathon, noch unter drei Stunden gelaufen damals. Und also wahnsinnig schöne Eindrücke gehabt damals. Und natürlich war auch immer Kultur kennenlernen damit verbunden.

Ich fühlte mich früher etwas eingesperrt

Renate Schmidt-Renner:

Also das mit dem Reisen, das kann ich auch zu hundert Prozent sagen. Ich fühlte mich früher etwas eingesperrt. Ich hatte keine Westverwandtschaft, konnte nirgendwo hin, nicht mal kurz. Habe die Tschechei bereist, und Bulgarien auch zur DDR-Zeiten. Und für mich war das mit dem Reisen das Größte. Und ich konnte es auch, Gott sei Dank, da ich nie arbeitslos war, genießen bis heute.

Was mir bei den Reisen auffällt

Günter Joachimi:

Also gereist bin ich schon zu DDR-Zeiten, also schon von Kind her. Und das habe ich auch nach der Wende beibehalten, auch als ich arbeitslos war. Jedenfalls waren wir, wie ich sagte, in Paris, dann gleich in die Dominikanische Republik. Jedenfalls habe ich schon große Reisen gemacht und ich habe nachher die Städtepartner-Reisen hier von der Stadt Leipzig mitgemacht. Da waren wir in China. Städtepartnerschaft war ja auch mit China. Und dann war ich in Bosnien-Herzegowina, da bin ich krank geworden, da war ich dort im Krankenhaus. Die hatten dort die Einrichtung vom Leipziger Parkkrankenhaus. In der haben die Suppe gekocht. Weiter gab es dort nichts. Verpflegt wurde ich von einer Familie dort, weil die haben für mich gekocht. Ich habe jeden Tag das Essen gekriegt. Das hat meine Frau immer mit einer anderen Frau mir ins Krankenhaus gebracht.

Was mir bei den Reisen auffällt, ich bin ja auch kein Reicher, aber wir wurden dort in 5-Sterne-Hotels reingesteckt. Ich kann mir das nicht raussuchen, wir werden immer als Reiche dargestellt. Das finde ich nicht gut. Ich war in Rumänien, da habe ich in der Suppenküche gegessen. Da haben die gesagt, wieso kann ein Deutscher in einer rumänischen Suppenküche essen? Na, ich esse doch auch Eintopf zu Hause. Und so billig kann man gar nicht bezahlen, und es hat einwandfrei geschmeckt. Aber

die haben gefragt. Na wieso, habe ich gesagt, na, wir sind doch auch nicht reich, ich muss mir das auch alles ersparen. Und das sehen die, das sehen die dort nicht. Die sagen, wenn wir über das Meer oder mit dem Flugzeug kommen, sind wir reiche Leute. Und das sind manche nicht. Und das ärgert mich eigentlich.

Da hat man so viel neue Erfahrung gesammelt

Christine Elbinger:

Ja ich würde schon sofort sagen, dass das ganz viel besser geworden ist. Insofern ist das alles für mich viel schöner. Und das man eben so schön reisen kann, das hat mich auch ganz besonders erfreut. Das war für mich ganz toll. Damals, das war 92 oder 93, da waren da so Reisebüros, da war eins zum Beispiel, die standen hier vor der Thomaskirche und haben Busreisen angeboten. Da sind wir damals als erstes nach Österreich mit so einer Busreise, Alpen-Dolomiten hieß das damals. Und das fand ich ganz, ganz prima. Und da hat man so viel neue Erfahrung gesammelt.

Der Dreh- und Angelpunkt der neunziger Jahre

Eva Peter:

Das Thema Reisen war das wirklich das absolute Wichtigste. Der Dreh- und Angelpunkt der neunziger Jahre. Raus hier und wenn es mit Dosenravioli ist, ist egal, Hauptsache die Luft schnuppern über den Weltmeeren.

Da gab es mal im Kabarett zu DDR-Zeiten einen Spruch: ‚Weltanschauung kommt von Welt anschauen.' Da ist das Kabarett bald geplatzt vor Beifall. Und genauso war es dann. Alles nachholen. Welt anschauen. Und dann den Eindruck von der Welt bekommen.

Warum sind wir als Mieter nicht gefragt worden?

Umziehen, Mieten und Kaufen in Umbruchszeiten

Über die gesamte DDR-Zeit hinweg konnte der Wohnungsmangel nicht gelöst werden. Besonders in Leipzig waren die Wohnungsprobleme akut. Während in Grünau begehrte Neubaublöcke entstanden, verfielen in den Gründerzeitvierteln eine viel größere Anzahl von Häusern, so dass sich das Wohnungsproblem in den 1980er Jahren verschärfte. Der Verfall der Stadt war auch ein Auslöser der friedlichen Revolution in Leipzig. Mit der Wende änderte sich hier alles. Man kann sagen, dass der Wohnungsmangel in Ostdeutschland in den 1990er Jahren vollständig beseitigt wurde. 1997 wurden zum Beispiel fast 180.000 Wohnungen in Ostdeutschland fertiggestellt, wesentlich mehr als selbst zu Hochzeiten des DDR-Bauprogramms. Kein Wunder, dass viele Leipziger Erzählerinnen und Erzähler von der Erfüllung ihrer Wohnträume berichten. Es war in den 1990er Jahren möglich geworden, auszuwählen. Einige sind in dieser Zeit mehrfach umgezogen, bis sie das passende Nest für sich und ihre Familie gefunden hatten.

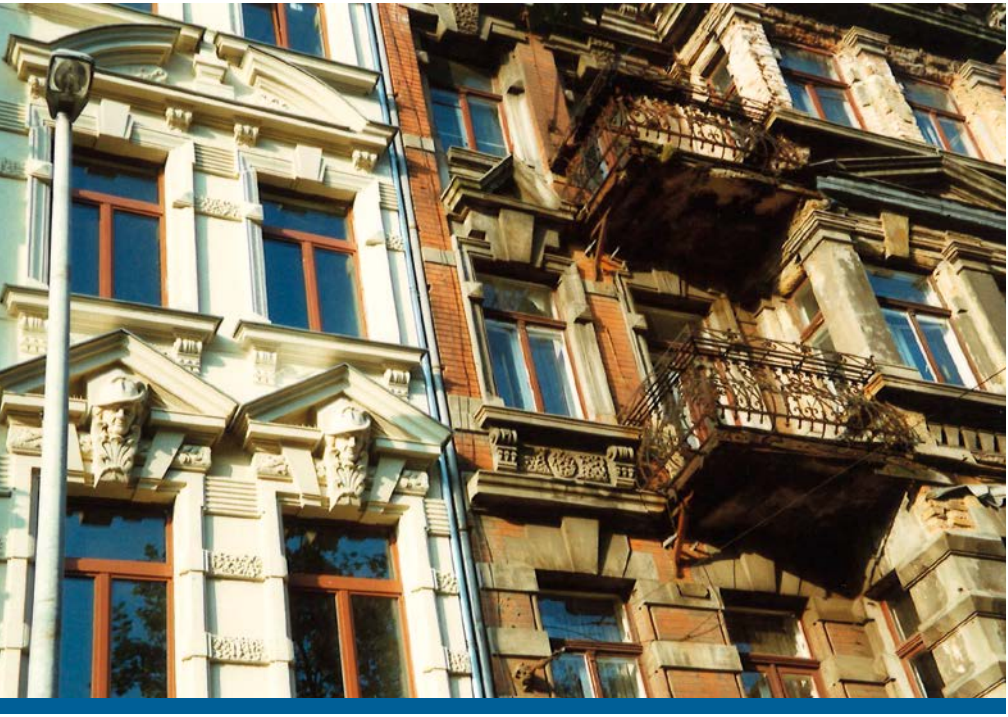
Im ersten Kapitel zum Thema Wohnen wird von der Erfüllung der Wohnwünsche erzählt. Es heißt: **Wir wollten ein Eigenheim**.

Allerdings veränderten sich durch Restitution und Privatisierung der Wohnhäuser auch die Eigentumsverhältnisse. Mit den neuen privaten Besitzern gibt es oft Konflikte, überhaupt verschwindet zwar der Wohnungsmangel, aber im zweiten Abschnitt wird von den neuen Problemen und Konflikten berichtet unter dem Titel: **Warum sind wir als Mieter nicht gefragt worden?**

Dennoch verwandelte sich die ergraute Stadt Leipzig in den 1990er Jahren wieder langsam in jene charmante, weltoffene Stadt, in der man gerne wohnte. Und es gab viele Erzählerinnen und Erzähler, denen es am Herzen lag, ihre Verbundenheit mit der Stadt zum Ausdruck zu bringen. Zu lesen im dritten Abschnitt mit dem Titel **Liebe zur Stadt Leipzig**.

Und schließlich berichten auch noch die Neubürger, die in Leipzig eine neue berufliche Karriere fanden, von den Anfangsschwierigkeiten in Leipzig irgendwie unterzukommen: **Ich habe dann was gefunden in Pausdorf-Nord**.

Die Transformation wird an den Hausfassaden sichtbar: Gebäude mit saniertem Exterieur in direkter Nachbarschaft zu verfallenem Altbau



Wir wollten ein Eigenheim

Dorothea Wagner:

Wir hatten das Glück dann in Grünau im WK 5 an eine Wohnung zu kommen und sind von Halle wieder zurück nach Leipzig gezogen. Wir haben uns in Grünau eigentlich wohl gefühlt und haben aber dann, weil ich vom Land stamme, und Haus und Feld und alles hatte, haben wir dann gesagt, wir wollten ein Eigenheim. So haben wir uns in Böhlitz-Ehrenberg ein Eigenheim gebaut oder bauen lassen. Und wir hatten durch die Verwandtschaft schöne alte Möbel. Wir haben eigentlich zu DDR-Zeiten nur ein neues Schlafzimmer gekauft mit ganz hohen Schränken, das ist jetzt noch da. Und die Küche von Grünau ist im Keller als Werkbank, als Vorratsraum genutzt worden und wir haben eigentlich nur in der Wohnung eine neue Küche einbauen lassen und das andere sind eigentlich alles Erbstücke und selber gebastelte Sachen, die wir eigentlich alle nutzen und die wir gerne nutzen. Und ich hoffe, dass die mal in der Familie dann weitergegeben werden.

Hier möchte ich mal hinziehen

Steffi Klogau:

Also ich war als Kind mit meiner Mutti damals, haben wir im Meyersdorf gewohnt zu DDR-Zeiten. Und da ist meine Mutti mit mir und dem Auto zum Gohliser Schlösschen gefahren und ins Schillerhaus. Da habe ich damals gesagt, hier möchte ich mal hinziehen. Da hat meine Mutter gesagt, hier kriegst du keine Wohnung. Und ich habe eine gekriegt.

Also da war ich ja Kind, wo das meine Mutter gesagt hat. Und ich habe dann erst am Adler gewohnt. Und dann hatten wir schon drei Kinder gehabt. Und nach der Wende haben wir die Wohnung getauscht in eine größere Wohnung. Das war ein Ringtausch. Wir haben ganz oben gewohnt. Unten waren welche, die wollten unbedingt hoch. Und wir sind dann in die Krokerstraße gezogen und die wollten gerne runter, da haben wir dann einen Ringtausch gemacht. So sind wir zu einer größeren Wohnung gekommen mit drei Kindern, so haben wir die Wohnung am Gohliser Schlösschen gekriegt.

Das Gohliser Schlösschen 1994

Nachtcafé
30

Nach 13 Jahren Wartezeit

Brigitte Ellen Werner:

Ich bin 1990, im Juni, umgezogen, nach 13 Jahren Wartezeit auf eine Neubauwohnung. Und gerade in dieser Zeit, es war mehr wie schwierig, Möbel zu bekommen. Das Geld war ja da, wir hatten die D-Mark bekommen, aber jetzt Möbe ... Wir haben natürlich auch Etliches weggeschmissen, wie das bei einem Umzug bei jedem so läuft. Ja, aber man bekommt gar nicht so schnell etwas. Die DDR-Produktion, die war am Erliegen und neue Möbel waren noch nicht da. Also das war schwierig, dann die Einrichtung zu vervollständigen, wie man sich das gedacht hat. Das war mein Einstieg eigentlich in die neue Zeit. Also jetzt 4 bis 5 Wochen hat das gedauert, bis wir endlich dort rein konnten und alles zusammen gehabt haben.

Wir sind sozusagen permanent umgezogen

Angelika Kell:

Ich bin bis 1993 im Studium gewesen und dann die folgenden Jahre wurde die Familie gegründet und wir sind sozusagen permanent umgezogen. Also erst aus dem Wohnheim in die erste WG. Das war in der Meusdorfer Straße, da steht, über der Meusi 42 steht, Kinderbewahranstalt. Also das ist ein Haus, das gehört der Kirchgemeinde Connewitz. Und da sind wir eingezogen. Mit uns wohnte Freund Georg dort, der war später dann unser Trauzeuge. Also wir teilten uns sozusagen in die drei Zimmer unsere Wohnung. Und haben dort auch recht lange gewohnt bis dann das gesamte Haus saniert worden ist. Dann sind wir mit Georg, unserem späteren Trauzeugen, umgezogen in die nächste WG nach Anger-Crottendorf, haben dann dort auch in so einer teilsanierten Wohnung gewohnt. Und der einzige Makel, den die eigentlich hatte, sonst war sie eigentlich okay, war, dass die Dusche in er Küche stand. Also das war so, neben der Spüle kam dann diese reingestellte Dusche, wo man sich entscheiden musste, gehe ich jetzt Geschirr spülen oder meinen Körper. Aber es war an sich, eigentlich ist Anger-Crottendorf damals auch so ein Stadtteil gewesen, der noch so im Dornröschenschlaf lag, inzwischen auch wachgeküsst ist. Dort ist meine große, inzwischen große, Tochter geboren, dort sind wir sehr viel unterwegs gewesen, spazieren gegangen in Sellerhausen-Stünz. Und man hat sich dann so mit den Kindern, die dann irgendwie im Kindergarten durch die Gegend geschoben werden müssen, irgendwie diese Stadtteile dann so erkundet. Und von da aus sind wir dann nach Plagwitz gezogen, wo wir also heute noch wohnen. Und das war tatsächlich so, dass Plagwitz damals noch nicht ganz so schön war. Wir sind,

◀ **Das Schillerhaus 1994 (oben); Einblick in die Gohliser Straße mit Friedenskirche (unten)**

glaube ich, diejenigen in der Straße die, die den ältesten Mietvertrag haben. Also inzwischen ist wirklich jedes Haus saniert und alle sind einmal umgezogen. Und da wohnen wir jetzt auch schon 20 Jahre. Also diese Zeiten, wo man auch permanent die Wohnung wechselte, waren ja auch damit verbunden, dass man permanent zu Ikea fuhr und neue Möbel kaufte. Schraubst du noch oder wohnst du schon, das traf, glaube ich, sehr zu. Und ja. Immer waren es die Ivar Regale, die man mal mit und mal ohne Verkleidung aufgestellt hat. Also wir wohnten immer so in so einer Mischung aus durchgereichten Möbeln von älteren Verwandten und dem, was man bei Ikea so dazu komponiert hat. Also eine wilde Mischung.

Warum sind wir als Mieter nicht gefragt worden?

Irene Müller:

Ich habe am See, an der Straße am See gewohnt, Selliner Straße. Und damals kam ein Zwischenerwerber und der hat dann saniert, während die Leute im Haus blieben. Und das waren Mafia-Methoden, weil man uns festlegen wollte einen gewissen Mietpreis zu zahlen u. s. w. Und da habe ich gesagt, das mach ich nicht und dann bin ich eben ausgezogen nach Plagwitz und da wohne ich heute noch. Und wohne gut. Aber jetzt kommt auch wieder diese Welle nach Plagwitz, das Haus wurde saniert, von der Stadt unterstützt. Aber der Hauseigentümer, das war, ich sage mal ein Ossi, der nicht ganz damit zurechtgekommen ist. Und dann hat es dann ein Westdeutscher gekauft aus Bad Vilbel für einen Appel und ein Ei. So ein Haus mit elf Wohnungen, die größte Wohnung ganz oben 100 qm und sonst die Wohnungen im Schnitt 60 qm mit Balkon zum Kanal hin, sehr, sehr schön. Auch mit Fahrstuhl im Haus. Der hat das ganze Haus für 600.000 gekauft. Die Stadt hat ja die Fördermittel gegeben. Warum sind wir als Mieter nicht gefragt worden? Denn für den Preis damals hätten es vielleicht auch einige mit Hilfe der Kinder gekauft. Und nun ist es soweit, dass die Wohnungen einzeln verkauft werden sollen, denn in den 20 Jahren wurde nicht saniert in dem Haus, also es zerfällt dort alles. Es ist alles wieder sanierungsbedürftig. Nun werden die Wohnungen einzeln verkauft. Bisher hat es noch nicht geklappt, weil eben zu sanieren ist. So und da steht man natürlich auch vor dem Problem, entweder wir können die Sanierung dann stemmen oder wir müssen sehen, wo wir bleiben.

Eine Pacht, die natürlich exorbitant war

Brigitte Ellen Werner:

Meine Eltern haben 1968 einen Garten gepachtet, und zwar in Naunhof, Großsteinberg, der war damals 3.000 qm groß. Die haben dann die Hälfte verkauft 1973, weil es zu viel Arbeit war. Aber damals

haben die natürlich für den Quadratmeter 5 Pfennige Pacht bezahlt zu DDR-Zeiten. Jetzt kam die Wende, da kamen natürlich die Eigentümer jetzt und jetzt sollte natürlich jeder eine Miete bezahlen oder, eine Pacht, die natürlich exorbitant war. Und jährlich hat sich das gesteigert, wie so eine Staffelmiete, was dann praktisch gar nicht mehr zu bezahlen war. Und wir hatten das Glück, dass er aber mehrere Grundstücke hatte. Also hat er die 1.800 qm und die hat er dann verkauft das konnten wir 1992 kaufen. Das war damals noch zu einem verträglichen Preis, obwohl wir da natürlich auch einen Kredit nehmen mussten bei der Bank. Aber das ist alles vergessen. Es ist nicht als Wohnhaus, es ist immer noch als Wochenende eingetragen, aber es konnte erhalten bleiben.

Dort war wirklich 30 oder 40 Jahre nichts gemacht worden

Ralf Kohl:

Also ich habe immer nachts gearbeitet. Im Haus gab es immer auch gewisse Umbauten oder jemand ist ausgezogen, und da musste man ja dann auch irgendwie was halbsanieren, ganz sanieren, richtig laut machen und so. Und es wurde auch einfach nicht Bescheid gesagt. Aber wenn du jeden Abend dann wieder fit sein musst, musst du ja schlafen. Geht ja nicht. Und da habe ich dann jedes Mal eine Mietminderung gemacht bei einer Wohnungsgenossenschaft, muss man dazu sagen, also nicht bei einem privaten Vermieter. Und die hat das einfach irgendwann zusammengezählt und gesagt, okay, jetzt hast du also zwei Monatsmieten Rückstand, also wir kündigen dir jetzt einfach mal fristlos. Also das ist dann so einfach gelaufen, bis das dann vor Gericht ging. Ich war dann öfter mal vor Gericht, also nur wegen diesen Lärmbelästigungen oder solchen Sachen. Und ja, so, bis der Richter dann gesagt hat, wie lange wollen Sie sich das eigentlich noch antun. Und da habe ich mir dann überlegt, ja wie lange noch. Dann hat er mir ein halbes Jahr Zeit gegeben, um eine neue Wohnung zu suchen. Ich habe dann Glück gehabt bei einer anderen Genossenschaft für zwei Euro kalt eine Wohnung zu kriegen. Das war so 2015 herum oder so. Und das war dann für mich natürlich ein Glück. Dort war eine Frau ausgezogen, dort war wirklich 30 oder 40 Jahre nichts gemacht worden, also seit 1950, als das gebaut wurde. Und danach haben die dort nichts gemacht. Also selbst die Böden waren kaputt, die Türen. Ich sage, lasst es alles drinnen, so wie es ist. Deswegen kostete es nur zwei Euro pro Quadratmeter. Für jede Sache, die die da neu gemacht hätten, hätte ich ein Euro mehr pro Quadratmeter bezahlen müssen. Und da habe ich mir mal selbst zusammengerechnet, wie viel Geld das wäre, wenn ich das selber mache. Und deswegen bin ich eigentlich ganz zufrieden, mittlerweile haben wir einen Balkon dran. Also passt.

Schwarze Haufen auf der Straße

Ute Scholze:

Also so spektakulär sind meine Erzählungen jetzt nicht, aber unmittelbar nach der Wende kriegten wir Besuch aus Peine, also eine Cousine, die ich bis dahin weder gekannt noch gesehen hatte. Und als die uns als sie zu uns reinkamen, da sagte sie, weißt du, was mich so wundert: Unterwegs ich habe oft so schwarze Haufen gesehen auf der Straße. Ich verstehe gar nicht, was das ist. Da haben wir ne ganze Weile gebraucht, bis wir merkten, die meint die Briketts. Ich kann jetzt zwar ehrlich nicht mehr sagen, ob die zu Hause in ihrem Häuschen Gas- oder Ölheizung hatten, ne. Jedenfalls habe ich der das erstmal erklärt. Wir hatten ja auch so eine Kachelofen-Luftheizung. Ach siehste, sagt sie, ich habe mich schon gewundert, was das hier sein soll. Die ist genauso alt wie ich, war also damals so 45 rum und hatte noch nie mit Briketts geheizt.

Und als die mich eingeladen hat und ich war bei ihr, da habe ich darüber gar nicht mehr nachgedacht. Und ich habe festgestellt, jedes Mal, wenn ich dann im Westen war, ich habe dort immer gefroren, also in der Wohnung. Die haben also irgendwie nicht, die haben gespart. Jedenfalls sagt sie zu ihrem Mann: Helmut, geh doch mal runter in Keller, mach mal mehr..., die Ute friert. Ich sag nee nee, nicht. Ich dachte, der war gut angezogen und so, wenn der jetzt in den Keller geht, da ist es ja dreckig und so. Ich sage, nee, nicht wegen mir. Da sagt sie, na was hast du denn? Na komm mal mit. Na ja, da hat der irgendwo gedreht und dann wurde es oben wärmer.

Als die mich mit rüber genommen haben in den Westen, da haben wir an einer Tankstelle gehalten und ich bin dort auf die Toilette gegangen. Und als ich mir die Hände waschen wollte, da habe ich gedacht. Bist du bescheuert? Ich habe keinen Hahn gesehen. Da war das wieder mal, dass ich so wieder dieses Kopfschütteln bekam. Das sind keine weltbewegenden Sachen, aber ich muss da immer wieder drüber nachdenken.

Liebe zur Stadt Leipzig

Adelheid Buschner:

Ja, ich möchte noch etwas sagen zur Liebe zur Stadt Leipzig. Ich bin nach meinem Studium hier in Leipzig geblieben. Ich bin gebürtig aus Dresden. Ich wollte unbedingt in Leipzig bleiben, weil das mir damals schon gefallen hat. Man konnte damals nicht wirklich von viel bürgerschaftlichem Engagement sprechen, das war alles unter der Decke, aber das Lebensgefühl war hier ein anderes als in Dresden. Die Landschaft ist inzwischen dazu gekommen, man musste früher mutig sein, wenn man Leipzig lieben wollte, wegen der Umgebung, wegen des Drecks in der Luft. Es war wirklich nicht schön, was das anbelangt. Ich wollte trotzdem unbedingt hierblei-

ben. Nach der Wende muss ich sagen, ist noch was Wichtiges dazu gekommen, das bürgerschaftliche Engagement in Leipzig. Und das ist etwas, was einem das Gefühl vermittelt, dass man mitmachen kann, ich habe mich in verschiedenen Dingen immer mal eingebracht und mein Mann hat das getan, er kommt eigentlich vom Land und er war nie so wirklich Wahl-Leipziger, er ist nach der Wende in Leipzig verwurzelt, weil er sich engagiert hat. Und das ist etwas, was ich sehr wesentlich und wichtig finde, für die Liebe zur Stadt Leipzig.

Und wir haben Leipzig eigentlich auch von Anfang an geliebt

Ricarda Stöckel:

Bei mir war es also so, dass ich von Zwenkau nach Leipzig gezogen bin, als ich meinen Mann geheiratet habe, einen Leipziger. Und wir haben Leipzig eigentlich auch von Anfang an geliebt, auch in der Zeit des Braunkohledrecks. Leipzig war immer noch besser als Zwenkau damals. Zuallererst haben wir bei meiner Oma zur Untermiete gewohnt in Zwenkau, weil es keine Wohnung gab. Dann kriegten wir eine erste Wohnung, die wir vollkommen sanieren mussten, die ganz primitiv war in Anger-Crottendorf. Dann konnten wir mit einem älteren Ehepaar tauschen, sind dann nach Stötteritz gezogen. Das war alles noch zu DDR-Zeiten. 1996 sind wir innerhalb von Stötteritz in eine neu gebaute Wohnung gezogen und dort wohnen wir heute noch.

Der Stadt Leipzig ein Dankeschön hinterherrufen

Adelheid Buschner:

Ich möchte nichts so ganz Persönliches hier preisgeben. Ich wollte eigentlich die Gelegenheit nutzen, der Stadt Leipzig ein Dankeschön hinterherzurufen. Wir hatten in den neunziger Jahren eine Wohnung bekommen. Aber das Haus wurde dann allerdings von einem westdeutschen Menschen gekauft und saniert. Wir sind dort unter für uns sehr harten Bedingungen heraussaniert worden.

Es war damals so, dass unsere 80 qm Wohnung 88,– D-Mark gekostet hat. Ich habe mal nachgeschaut, weil man erinnert sich an solche Sachen nicht mehr so gut. Und Zahlen sind sowieso nicht so meins. Es war wirklich so, 88,– D-Mark standen im Mietvertrag und nach Sanierung und völliger Umgestaltung unserer Wohnung, wo die Kinder dann gar keinen Platz mehr gehabt hätten, sondern es war nun nur noch an ein Kinderzimmer gedacht, hätten wir 1.300 D-Mark zahlen müssen. Ich war arbeitslos in dieser Zeit. Also es war katastrophal, die Situation, auch persönlich, eine schwierige Zeit für die Kinder und für uns. Das hat uns auch persönlich sehr mitgenommen, diese Zeit. Die Stadt Leipzig hat damals eine Vermittlungsstelle

Blick in die Leipziger Innenstadt mit Thomaskirche 1994

für Wohnungsangelegenheiten eingerichtet. wir waren damals der erste Fall. Unser damaliger Vermieter hat beantragt, dass wir, dass unser Fall, dort verhandelt wird. Und damals war der Leiter dieser Kommission der Herr Leuze von Bündnis 90/ Die Grünen. Großer Dank an ihn. Und es ist eine Vermittlung zustande gekommen zwischen dem Vermieter, mit dem eigentlich außer über Gericht und Anwalt nichts mehr lief. Und wir haben eine Wohnung bekommen, in der wir heute noch wohnen. Und der Fall hat sich damals dank der Hilfe der Stadt Leipzig geklärt. Und das wollte ich eigentlich gerne mal zu Buche geben. Und deshalb wollte ich mal diese Geschichte erzählen, dass die Stadt Leipzig damals mit der Gründung dieser Kommission eine große Hilfe geleistet hat.

Leipzig hat nach der Wende sehr gewonnen

Ulrike Lehmann:

Also ich bin der Meinung, dass Leipzig sehr, sehr gewonnen hat nach der Wende. Ich bin damals noch zu DDR-Zeiten aus Chemnitz hierhergezogen. Das war die Stadt am Fuße des silbernen Erzgebirges. Und damals war Leipzig eigentlich geprägt durch den Tagebau ringsherum und hat landschaftlich überhaupt nichts hergemacht. Und jetzt sind wir eine wunderschöne Stadt mit den tollen Seen. Also ich würde sagen, es gibt überhaupt nichts wo man sich drüber ärgern oder was man nicht gut finden kann.

Ich habe dann was gefunden in Paunsdorf-Nord

Peter Gutjahr-Löser:

Also das war damals auch noch eine Geschichte, die mich sehr lange beschäftigt hat. Ich kannte in München einen Bankangestellten, der war unmittelbar nach der Wirtschafts- und Währungsunion, wo ja Leipzig die zweitgrößte deutsche Bankenstadt geworden war – vorübergehend –, war er also hier nach Leipzig gegangen,

▶ Der Richard-Wagner-Platz mit ‚Bemmbüchse' 1994 (oben); Die ‚Löffelfamilie' des VEB Feinkost 1994 (unten)

indu-tex
Ing.Büro

VEB
FEINKOST
LEIPZIG
Obst- und Gemüsekonserven,
tischfertige Gerichte,
doppelt konzentrierte Suppen.
TRODELVERKA

erzählte mir dann, er käme jetzt zurück, ob ich nicht seine Plattenwohnung an der Georg-Schwarz-Straße irgendwo da in der Gegend übernehmen wolle – 800 Mark netto. Da habe ich mich mir das mal angeschaut, und sagte, na ja also da möchte ich nicht wohnen. Und dann suchte ich natürlich, fand nichts. Und ich war noch in München und musste den Umzug vorbereiten und da war plötzlich ein Brief in meinem Briefkasten, vom damaligen Prorektor Geiler – später Dekan der medizinischen Fakultät – wir haben für Sie eine Zwei-Zimmer-Maisonette-Wohnung im Gästehaus der Universität in der Ritterstraße. Sie haben dann nur zwei Minuten bis zu Ihrem Schreibtisch, sodass Sie sich Tag und Nacht für die Universität einsetzen können. Da war das natürlich dann zunächst einmal eine Möglichkeit. Aber ich wusste ja, dass diese Gästewohnungen, übrigens von dort aus hat die Stasi die Demonstranten auf dem Nikolaikirchhof beobachtet. Aber ich wusste ja, wir brauchen das für Gastwissenschaftler. Und wir brauchten damals sehr viele Gastwissenschaftler, einfach um den Lehrbetrieb aufrecht erhalten zu können. Also durfte ich mich da nicht auf Dauer etablieren in diesem Gästehaus, also musste ich mir was anderes suchen. Ich habe dann auch was gefunden, also in Paunsdorf-Nord, Straßenbahnfahrt eine Dreiviertelstunde mindestens. Aber ich musste mit gutem Beispiel voran gehen, ich bin der Kanzler, jetzt mache ich das zu meinen Gunsten, das ging nicht. Ich habe ein Jahr in der Ritterstraße gewohnt und mich dann aber anders orientiert.

Ein Zimmer im Jenny-Marx-Heim

Sylke Nissen:

Was die Unterbringung in Leipzig angeht, war das Anfang der 1990er Jahre erlebnisreich. Mein Mann bekam einen Ruf an die Universität damals in Halle an der Uni. Mein Mann kriegte ein Zimmer im Jenny-Marx-Heim. Ein Ein-Personen-Zimmer mit schmalem Bett, dass wenn ich aus Halle kam, wo meine Unterkunft ganz fürchterlich war, er auf dem Fußboden schlief und ich das Bett bekam. Das war unsere Unterkunft für das erste halbe Jahr. Dann stiegen wir auf und bekamen im Jenny-Marx-Heim ein Besprechungszimmer in dem am Ende des langen Besprechungstisches ein großer Schrank war und wenn man den aufklappte kam ein Bett raus.

Erzählcafé 1990er Jahre: Große Offenheit auf Augenhöhe

Zum Ende der Erinnerungsreise in die 1990er Jahre kommt mir die erfreuliche Aufgabe zu, Danke zu sagen. Ich danke Ihnen, liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer, für Ihr Vertrauen. Sie haben die Veranstaltungen mit Leben erfüllt. Wenige waren das öffentliche Sprechen gewöhnt, die meisten waren aufgeregt: Aber Sie haben sich getraut! Sie haben fremde Menschen Einblick in Ihre Biographie und in Ihre Gefühle nehmen lassen.

Bedanken möchte ich mich bei Michael Hofmann. Er verfügt über die seltene Gabe, zugleich sachlich und liebenswürdig zu moderieren. Dank auch an Antonia Kitze, die für die Publikation den Überblick behielt und einen großen Anteil bei der Vorbereitung dieser Publikation hat.

Einen rauschenden Applaus verdienen unsere ehrenamtlichen Transkriptionshelferinnen: Sabine Meißner, Therese Jonas und Gun Hoßbach sowie Winfried Kurtzke für die Fotos.

Diese vier Personen haben einen großen Anteil daran, dass Dokumentation gelingen konnte.

Unser Kooperationspartner war die Stadtbibliothek Leipzig. Die Bibliothek am Wilhelm-Leuschner-Platz war der Veranstaltungsort unserer Reihe von Erzählcafés. Die Bibliothek ist ein Beispiel dafür, was heute als Dritter Ort beschrieben wird: sie stellt Räume bereit, die weder privat, noch kommerziell für alle Menschen kostenfrei zugänglich sind. Dort können Gespräche auf Augenhöhe stattfinden.

Wir danken den zuverlässigen und freundlichen Mitarbeiterinnen der Stadtbibliothek Leipzig für die Unterstützung und Kooperation, für die Tontechnik, die Kaffeemaschinen und viele helfenden Hände. Verstärkt wurden die Profis aus der Bibliothek durch ein Dutzend ehrenamtliche Zeitstifter*innen, die jeweils für die gastfreundliche Atmosphäre sorgten.

Dank gebührt den Kolleginnen vom Café Krüger am Eutritzscher Markt und Jens Klein für die Lieferung des fair gehandelten Segelcafés, durch dessen Genuss Sie die nicaraguanischen Kleinbauern unterstützt haben.

Veranstaltungsreihen wie die Erzählcafés sind Sternstunden für die Stiftung Bürger für Leipzig. Wir haben die Leipzigerinnen und Leipziger miteinander ins Gespräch gebracht, 300 Gäste haben insgesamt an den Erzählcafés zu den 1990er Jahren teilgenommen.

Es ist ein zentrales Anliegen der Stiftung, mit sinnvollen Projekten den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu stärken. Dazu tragen Veranstaltungen wie Erzählcafés bei, aber auch das Bürgersingen im Johannapark und andere Projekte. Sie sind herzlich eingeladen, unseren Aktivitäten weiter zu folgen. Natürlich stehen Ihnen unsere Türen offen, wenn Sie selbst Stifterin oder Stifter werden möchten.

Angelika Kell
Geschäftsführender Vorstand

Mitveranstalter

LEIPZIGER
STÄDTISCHE
BIBLIOTHEKEN

Kontakt

Stiftung Bürger für Leipzig
Dorotheenplatz 2
04109 Leipzig

Telefon: 0341 9601530

Unser Spendenkonto

Bank:	Sparkasse Leipzig
IBAN:	DE13 8605 5592 1101 1011 01
BIC:	WELADE8LXXX

Unsere Social Media-Kanäle

www.buergerfuerleipzig.de/newsletter
www.facebook.com/buergerfuerleipzig
www.instagram.com/buergerfuerleipzig